

Im Göhlthal



Die Redaktion	In eigener Sache	4
Heinz Urbach, Ketzle	Aus der jüngsten Geschichte des Altenberger Grubenfeldes	5

Kurt Döbberlein, Fyrtzen	Die Rastener Keramik innerhalb der Gölthaler Keramik	19
Leo Homburg	Die Gölthaler Grubenfelder 1914-18	23

M. Th. Weber, Mengel- sen, Ancken-Forst	Rote	34
Leo Wiegand, Morsdorf	Neue Ergebnisse zur Distriktsgeogra- phie im ehemaligen Herzogtum Limburg	35

Alfred Hertke, Hergenrath	Die Grabsteine des 17. und 18. Jh. auf dem Hergenrath Friedhof	43
Leonie Wicher-Schmidt	Friedhof von Hergenrath	47

Bad Driborg		
Alfred Weber, Homburg	Die Gölthaler Grubenfelder	49

Kultur, Heimatkunde und Geschichte im Gölthale

Peter Ziegler, Ketzle	Vorstand: Peter Ziegler, Ketzle	50
Dr. G. De Ridder, Morsdorf	Schriftföhr: Dr. G. De Ridder, Morsdorf	51
Gerard Tates, Gölthale	Kassier: Fritz Steinbeck, Ketzle	52
Dr. G. De Ridder, Morsdorf	Postkassier: Dr. G. De Ridder, Morsdorf	53
Dr. G. De Ridder, Morsdorf	Die Beiträge veröffentlichen wir in der Gölthaler Zeitschrift	54

Dr. G. De Ridder, Morsdorf	Die Beiträge veröffentlichen wir in der Gölthaler Zeitschrift	55
Dr. G. De Ridder, Morsdorf	Die Beiträge veröffentlichen wir in der Gölthaler Zeitschrift	56

Die Redaktion		
Walter Jansen, Homburg	Druck: Walter Jansen, Homburg	57

Nº 14
2 - 73

Vorsitzender : Peter Zimmer, Kelmis, Siedlung P. Kofferschläger, 10.

Sekretariat : Rue du Calvaire, 8, 4671 Moresnet

Lektor : Alfred Bertha, Hergenrath, Bahnhofstraße, 20b.

Kassierer : Fritz Steinbeck, Kirchstraße, 20.

Postscheckkonto N° 000-0191053-60

Die Beiträge verpflichten nur ihre Verfasser.

Alle Rechte vorbehalten.

Entwurf des Titelblattes : Frau Pauquet-Dorr, Kelmis.

Diese Skizze zeigt den Moresneter Göhlviadukt sowie die Hergenrather Hammerbrücke in ihrer ursprünglichen Form.

Druck. Jacques Aldenhoff, Gemmenich.

Inhaltsverzeichnis

Die Redaktion	In eigener Sache	4
Franz Uebags, Kelmis	Aus der jüngsten Geschichte des Altenberger Grubenfeldes	5
René Dobbelsstein, Eynatten	Die Raerener Keramik innerhalb des rheinischen Steinzeugs	19
Leo Homburg, Fossey	Die Pavei in Herbesthal 1914-18	28
M.-Th. Weinert-Menniken, Aachen-Forst	Rose	34
Leo Wintgens, Moresnet	Neue Ergebnisse zur Dialektgeographie im ehemaligen Herzogtum Limburg	35
Alfred Bertha, Hergenrath	Die Grabsteine des 17. und 18. Jh. auf dem Hergenrath Friedhof : ein Nachtrag	43
Leonie Wichert-Schmetz, Bad Driburg	Friedhof von Hergenrath	47
Albert Stassen, Homburg	Die Verschwörung im Roten Busch zu Remersdael i. J. 1799	49
J. Olbertz, Pfr. i. R., Jülich	Göhlalerinnerungen eines alten Pastors	57
Peter Zimmer, Kelmis	80 Jahre St. Leonhard Verein Kelmis	67
Dr. G. De Ridder, Moresnet	Grubenfahrt mit der Göhlalver- einigung	81
Gérard Tatas, Gemmenich	Bewies va Mot	84
Dr. G. De Ridder, Moresnet	Das Portrait : Hubert Vanaschen	85
J. De Ridder, Moresnet	In Memoriam Hubert Engels	89
Wilhelm Dithmar, Aachen	Sagen und Erzählungen vom Altenberg	92
J. Demonthy, Neu-Moresnet	Kennst Du Deine Heimat ?	94
Die Redaktion	Was meinen Sie dazu ?	96
Walther Janssen, Hauset	Tätigkeitsbericht für 1973	97

In eigener Sache

Lieber Leser !

Mit mehr als 400 eingeschriebenen Mitgliedern ist unsere Vereinigung inzwischen eine aus dem Göhlthal nicht mehr wegzudenkende Kraft, die ihren festen Platz innerhalb der in diesem Gebiet kulturell tätigen Gruppen einnimmt.

Neue Mitglieder bitten wir, Verständnis dafür zu haben, daß die vergriffenen drei ersten Nummern unserer Zeitschrift wegen der damit verbundenen Kosten auf kurze Sicht nicht neuaufgelegt werden können.

Die Kosteninflation hat uns auch gezwungen, nach fünf Jahren nunmehr sowohl den Mitgliedsbeitrag (170 Fr) wie auch den Einzelverkaufspreis unserer Zeitschrift den gestiegenen Druck- und Versandkosten entsprechend anzuheben. Wir sind überzeugt, daß wir auch weiterhin mit der vollen Unterstützung unserer Mitglieder rechnen können.

Vielleicht dürfen wir bei dieser Gelegenheit noch darauf hinweisen, daß Beiträge sowohl über das Postscheckamt wie auch direkt an eines der Vorstandsmitglieder entrichtet werden können.

Wir haben uns auch diesmal wieder bemüht, durch geographische und thematische Streuung der Beiträge einen möglichst großen Leserkreis anzusprechen. Wir hoffen auch weiterhin auf die rege Mitarbeit recht zahlreicher Mitglieder unserer Vereinigung an der Gestaltung unserer Zeitschrift und wünschen allen Lesern bei der Lektüre dieser "Göhlthal"-Nummer einige erholsame Stunden.

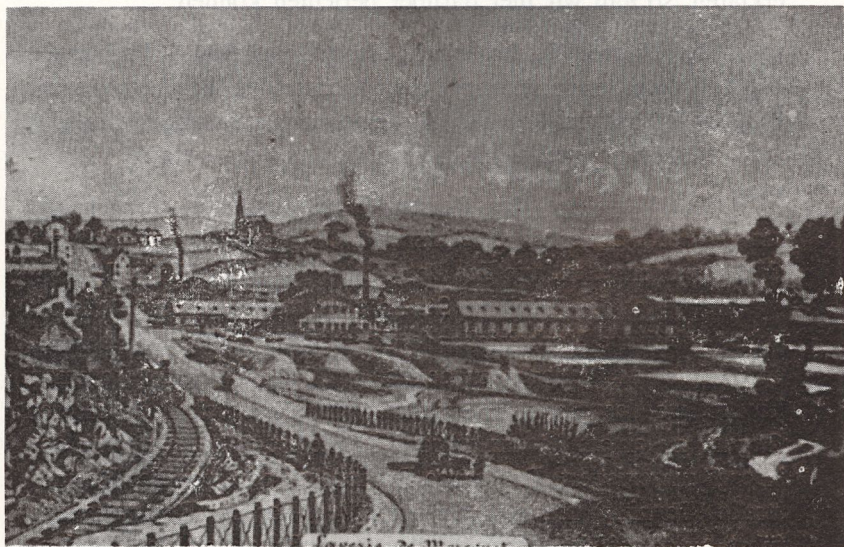
Die Redaktion

Aus der jüngsten Geschichte des Altenberger Grubenfeldes

von F. Uebags

Die Aufbereitung (1. Teil)

In einer in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatzreihe (s. "Im Göhlthal" Nr. 7-12) haben wir uns bemüht, die sechs Erzbergwerke der Altenberger Gesellschaft zu beschreiben. Unsere Leser erfuhren, was sich in diesen Gruben während vieler Jahre über und unter Tage alles abgespielt hat. Dank den wenigen noch lebenden Bergleuten der ehemaligen Zechen ist es möglich gewesen, ihre Vergangenheit niederzuschreiben. In einigen Jahren wird es diese Männer nicht mehr geben, weil sie in einem fortgeschrittenem Alter sind und allmählich von uns gehen. Anhand ihrer Aussagen haben wir die früheren Werke nacheinander beschreiben können. Wir hörten von ihren Lagen, Teufen, Inbetriebnahmen, Betriebsführern, Schließungen usw. In einem jeden der 6 Aufsätze wurde immer wieder die Frage gestellt: "Wie gelangte das gewonnene Erz in die Wäsche?" Wie die Blende der verschiedenen Gruben nach Kelmis befördert wurde, haben



Ansicht der ersten Wäsche nach 1880

wir bereits erfahren. Jedoch dürfte der eigentliche Grund dieses Transportes, nämlich die Wäsche, für viele ein Rätsel sein. Abgesehen von den Belegschaftsmitgliedern haben sehr wenige gewußt, was mit "Aufbereitung" gemeint war. Die meisten Leute kannten einzig und allein den Ausdruck "I jen Weisch" (In der Wäsche).

Wie schon erwähnt, rollte das wertvolle Gestein aus allen Richtungen der Wäsche zu. Womöglich könnte nun der eine oder der andere sich fragen warum die Schlepperei dieses schweren Rohmaterials denn überhaupt nötig gewesen ist. Grade dieses Thema wollen wir auch, genau wie alles andere, nicht außer Betracht lassen. Die Aufbereitungsanlage der Vieille Montagne darf unter keinen Umständen vergessen sein. Auch sie gehört in die Geschichte der Gesellschaft.

Da die Wäsche sich in unmittelbarer Ortsnähe befand und die Belegschaft fast nur aus Mädchen und Männern aus Kelmis bestand, dachten wir, die Beschreibung dieser Anlage würde keine Schwierigkeiten machen. Trotzdem war es nicht ganz so einfach, die Person zu finden, die noch in der Lage war, uns das Werk zu schildern und seinen Arbeitsvorgang genauestens zu erklären, so daß wir hier darüber berichten können.

Diese Person fanden wir in Herrn Josef Bonni, Parkstraße Kelmis. Herr Bonni ist langjähriger Meister der Wäsche gewesen. Bereitwillig hat er sich uns für eine diesbezügliche Befragung zur Verfügung gestellt. Hierfür sei ihm bestens gedankt.

Mit Ausnahme der älteren Generation können sich die meisten Einwohner von Kelmis und Umgebung kaum noch ein Bild davon machen, wie der Betriebskomplex der Vieille Montagne hier längs der Lütticher Straße einst ausgesehen hat. Wie oft haben unzählige Vorbeiziehende die mächtigen Gebäude bewundert, ohne jemals daran zu denken, daß der Tag einst kommen könnte, wo das große Unternehmen der Gesellschaft in unserer Gegend zu einem Traum würde! Heute ist es so, als hätte der "Berg" nie existiert. Das ganze Betriebsgelände, von der Kasinostraße (Penning) hinunter bis zum Weg, der zur Rochuskapelle führt, und auf der gegenüberliegenden Seite von der Lindenstraße bis an die Bruchstraße stand nach der Stilllegung der Abteilung Moresnet zum Verkauf.



Ansicht vom "Penning" (Kasinostraße), links, und Lindenstraße, rechts, bis hinunter zur Bruchstraße

Der ganze Besitz der Gesellschaft hier im Ort ist seitdem Privateigentum geworden. Zuvor hatte man fast alle sich auf dem Gelände befindlichen Gebäude dem Erdboden gleich gemacht. Nach dem letzten Kriege blieb nur noch der Wälzofen ("Giftmühle") in Betrieb, konnte aber im Jahre 1953 der Schließung nicht entgehen. Nun standen hier bei uns für immer alle Räder der Gesellschaft still. Die alten Leuten haben das Schicksal ihres langjährigen Brots Herrn nicht wahr haben wollen und es hat lange gedauert, bevor sie diese bittere Pille verdaut hatten. Es gab sogar welche, die fest überzeugt waren, ohne den "Berg" nicht mehr auskommen zu können. Bedrückt und, ich möchte fast sagen widerwillig, haben sie letzten Endes doch einen anderen Arbeitsplatz wählen müssen. Zugegeben: es war für viele eine große Umstellung; doch hat man später einsehen müssen, daß alles anders geworden war. Die Jugend hat ihre eigene Ziele und kann nicht begreifen, wie ihre Vorfahren die "Gesellschaft" so vergöttern konnten.

Es ist ihr gutes Recht, da zu arbeiten, wo sie am meisten verdient. Bei der Vieille Montagne zu arbeiten, war ehemals beinahe Tradition. Auf Wunsch der Eltern suchten viele schulent-

lassene Kinder bei ihr Zuflucht, ohne einmal in ihrem Leben wo anders gearbeitet zu haben. Papa oder Mama mußte mit dabei sein, wenn es hieß, sich irgendwo nach einer Arbeit umzusehen. Mir ist es auch nicht anders ergangen. Obendrein riet mir meine Oma, die selbst vier Söhne bei der "Gesellschaft" beschäftigt hatte, den Herrn Direktor Timmerhans ihrerseits zu grüßen, weil ich dann bestimmt eine Anstellung bekäme. Ich habe sie in ihrer Gutgläubigkeit gelassen, mich dem Direktor vorgestellt ohne von ihr zu sprechen und sogar Arbeit bekommen. Als sie nun erfuhr, daß ich bei der Gesellschaft anfangen konnte, war sie recht stolz. "Aha", hat sie mir später mit lächelnder Miene entgegnet, "was habe ich dir gesagt? Der kennt deine Oma gut"!

Wo hat die neue Wäsche gestanden?

Auffallend mag sein, wenn hier von der neuen Wäsche die Rede ist. Das hat seinen Grund und ich lege Wert darauf, es zu erwähnen. Heute noch hört man manchmal alte Leute von der alten Wäsche erzählen. Mit der alten Wäsche ist die frühere Bleiwäsche gemeint, die vor der Jahrhundertwende dort stand, wo die Firma Xhonneux heute Betonblöcke herstellt. Die Halle mit Türmchen erinnert noch an das alte Werk.



Die Bleiwäsche 1897 (Bushof SADAR)

Die neue Wäsche, die hier beschrieben werden soll, hat viel tiefer unten im Bruch auf der gegenüberliegenden Seite gelegen. Der Bau an und für sich war hoch und von moderner Art. Wer den Betrieb kannte und längere Zeit nicht mehr in die Gegend kam, kann sich kaum noch vorstellen, wie es damals war. Ein völlig anderes Bild bietet sich. Da, wo jetzt die B.P. Tankstelle Reinartz die anhaltenden Autos mit neuem Benzin oder Rohöl speist, stand noch vor ungefähr 25 Jahren die für uns in Frage kommende Wäsche.

Wann wurde die Wäsche gebaut und wer baute sie ?

Die Sulfiderze, wie Bleiglanz, Zinkblende und Schwefelkies, die nach 1873 in der immer tiefer werdenden Grube Schmalgraf und nachher auch in den anderen Zechen gewonnen wurden, verdrängten den bis dahin abgebauten Galmei. Sie kamen alsdann in eine besondere Läuterabteilung der Galmeiwäsche von Preußisch-Moresnet, wo der eigentliche Wäscheprozess seinen Anfang nahm. Zur weiteren Behandlung mußte das Erz bis 1885 zu der im Jahre 1855 eingerichteten Welkenraedter Wäsche gebracht werden, wo die Aufbereitung ihren Abschluß fand. Ab 1885 sind die Sulfiderze ganz in Moresnet aufbereitet worden. Ich glaube, daß es sich hier um die schon genannte Bleiwäsche handelt.

Als nun die ersten drei Gruben Schmalgraf (1867), Fossey (1878) und Eschbroich (1882) eine Produktionsteigerung zu verzeichnen hatten, konnte die damals noch primitive Wäsche nicht Schritt halten. So ist die Direktion schließlich zu dem Entschluß gekommen, eine für jene Zeit als hochmodern geltende Aufbereitungsanlage zu errichten. Mit dem Bau wurde im Jahre 1899 begonnen. Die Bauarbeiten hatten die Baufirmen Siller und Dubois angenommen. Dem Wunsch der Direktion entsprechend, gingen die Arbeiten zügig voran. Die Firma Dubois führte die Ausschachtungsarbeiten aus. Mit Pferd und Karren wurde die ausgehobene Erde wegtransportiert. Die gute Organisation bei diesen Arbeiten ermöglichte es, daß schon bald das Bauunternehmen Siller mit seinem Auftrag beginnen konnte. Auch hier verlief alles nach Wunsch und Plan. Nach Fertigstellung der Bauten wurde die Maschinenbauanstalt Humboldt da-

von in Kenntnis gesetzt, daß sie mit den technischen Inneneinrichtungen beginnen konnte. Recht bald trafen die ersten Maschinenteile hier ein. Als verantwortlicher und leitender Ingenieur sandte die Führung der Humboldtwerke den Herrn Müllebach. Mit ihm kam sein Vetter gleichen Namens, ein äußerst qualifizierter Techniker, der dem verantwortlichen Leiter bei den Montagearbeiten eine gewissenhafte Stütze war. Jener Herr machte sogar während seines Aufenthaltes in Neutral-Moresnet die Bekanntschaft mit Fräulein Franziska Beaufays von hier, die dann später Frau Müllebach wurde und mit ihrem Manne nach Deutschland verzog, wo sie vor einigen Jahren hochbetagt in einem Altersheim verstarb. Am 13. Oktober 1929 fand in Kelmis eine öffentliche Feier gelegentlich des 50-jährigen Lehrerinnenjubiläums von Schwester Margaretha, einer der "schwarzen Schwestern", statt. Das ganze Dorf nahm teil an dieser seltenen Festlichkeit, die vor dem Kloster (Gemeindehaus) groß aufgezogen wurde. Da ist diese Frau Müllebach-Beaufays aus Deutschland gekommen, der alten Jubilarin im Namen aller ihrer ehemaligen Schülerinnen eine Dankesrede zu halten.

Dem leitenden Ingenieur und seinem Techniker standen genügend Fach- und Arbeitskräfte zur Verfügung, so daß es mit dem Installieren der neuen Einrichtungen sichtlich und ohne nennenswerte Komplikationen voranging. Zusammen mit Herrn Müllebach kontrollierte Direktor Timmerhans den Fortgang der Arbeiten. Die beiden sollen die ganze Zeit hindurch gute Freunde gewesen sein. Im Monat August des Jahres 1900 war es endlich so weit. Spannung und Neugier herrschten, als die neue Wäsche unter der Aufsicht des deutschen Ingenieurs und dessen Technikers in Betrieb gesetzt wurde. Wie die Herren sahen, daß alles nach Wunsch drehte und vom Direktor der Abteilung Moresnet Lob und Glückwünsche für ihre schnelle sowie fachmännische Leistung erhielten, sollen sie kurz erwidert haben: "Das ist ja unser Beruf!" Beide blieben noch eine kurze Zeit im Betrieb um festzustellen, ob sich keine Mängel oder Fehler in der Konstruktion bemerkbar machten. Selbstverständlich mußten hier und da kleinere Übel beseitigt werden, damit alles nach Schema drehte.

Vor ihrer Abreise nach Deutschland bot Direktor Timmerhans dem Ingenieur die Stelle eines Betriebsführers an. Mit der

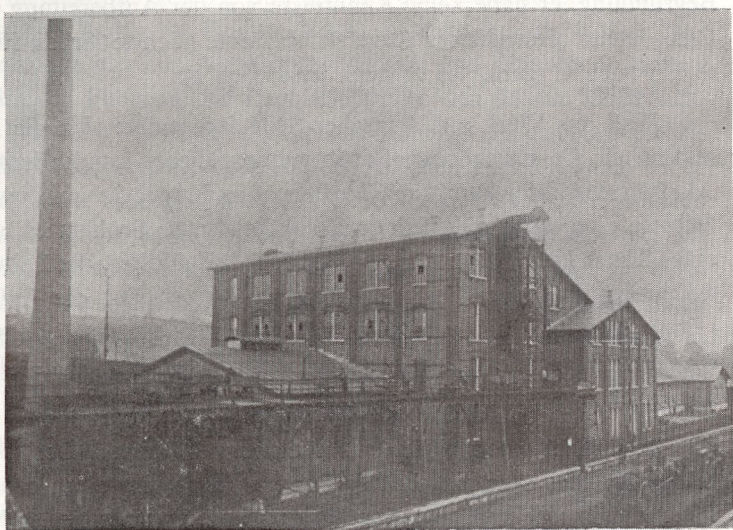
Begründung, er habe keine Kenntnisse von der Aufbereitung der Erze, lehnte dieser dieses Angebot ab. Seine nächste Arbeit führte ihn nach Ungarn, wo er auch gestorben ist.

Weil das Werk auf deutscher Seite lag, mußte sich die Direktion an die gesetzlichen Bestimmungen dieses Landes halten. Als Betriebsführer kam nur eine Person in Frage, die auf diesem Gebiete eine technische Schule absolviert hatte. So kam es, daß eines Tages Herr Markstein, ein gebürtiger Schlesier, die Leitung des jungen Betriebes übernahm. Meines Wissens hat die Aufbereitung nur ihn als verantwortlichen Leiter gekannt. Familie Markstein hat alle die Jahre hindurch in der Gemeinde Neu-Moresnet auf Jansmühle gewohnt.

Den ihm unterstellten Aufseher, Herrn Alfred Dechêne, in der Aufbereitung ein alter Fachmann, hat er in seiner ganzen Laufbahn immer hochgeschätzt. Herr Court, ein routinierter Mechaniker, dem die Verantwortung sämtlicher Reparaturen oblag, hat durch sein Können dem Betriebsführer seine Aufgabe sehr erleichtert.

Die Wäsche von außen betrachtet

Die Wäsche war ein stabiles aus roten Ziegelsteinen hergestelltes Bauwerk. Traditionsgemäß, so kann man fast sagen, hatten die Dachdecker auch hier, genau wie auf allen andern Bauten der Vieille Montagne, ein Dach aus Zink aufgelegt. Sehen wir uns gelegentlich einmal die noch bestehenden Bauten, wie Gemeindehaus, Parkvilla, das alte Direktionsgebäude (heute Eigentum Ohn) die vordere Halle Xhonneux sowie das Kasino (Ranch) an, so stellen wir fest, daß alle diese Gebäude mit Zink bedacht wurden. Zink der Gesellschaft V.M. An und für sich eine überzeugende und gute Reklame für ihre eigenen Produkte. Die gesamte Wäsche bestand aus drei nebeneinanderliegenden Bauten. Der mittlere war der höchste und geräumigste. Anschließend verlief nach rechts und links ein mehr hallenartiger Raum. Von der Straße aus gesehen, lag links das Kesselhaus mit seinem zirka 20 Meter hohen Schornstein. In der Mitte die eigentliche Wäsche und rechts anliegend die sogenannte Schlammwäsche mit den großen Fenstern. Davor fielen die ausbetonierten Schlammgruben oder Weiher auf. Das Hauptgebäude hatte drei



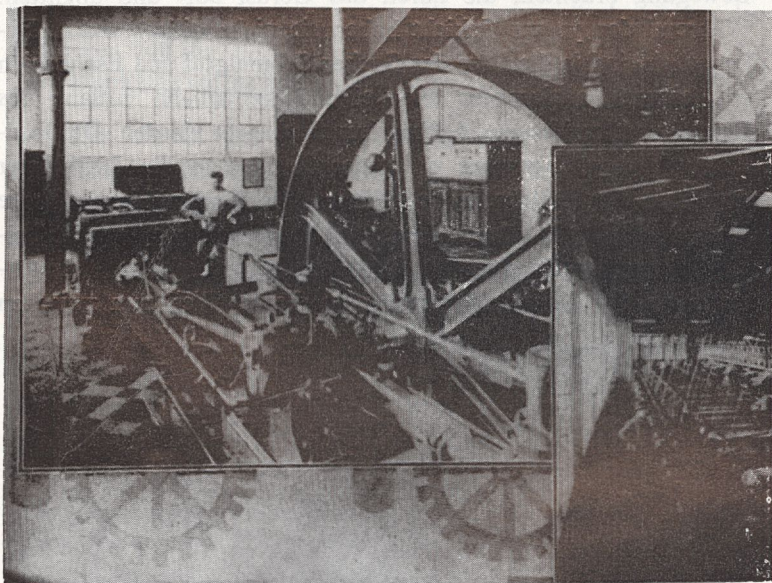
Die neue Wäsche

Etagen. Vom Eingang der ersten Etage aus verlief eine auf einem Eiserngerüst angelegte Bahn für Kippwagen. Diese Bahn zog dann weiter über einen aufgeschütteten Damm bis hinunter in Höhe der neuen Sadar-Büros. Dort überquerte das Bähnchen die Landstraße, um dann auf der "Plaine" zu enden. Die Plaine, besser gesagt, Lagerplatz der gewaschenen Erze, war die gesamte Fläche hinter dem jetzigen Eigentum Wertz, Simons, Sadar und Xhonneux. Das ganze Betriebsgelände der Wäsche hatte man durch eine niedrige Betonmauer mit aufgesetztem Eisengitter von der Straße getrennt. Auf dem Platz neben der Schlammwäsche (jetzt Futtermittel und Transportunternehmen Zeevaert) reihten sich Schlosserei, Schmiede, Schreinerei, Dreherei und Treibriemenreparaturwerkstatt aneinander. Weiter abwärts bildete die elektrische Zentrale den Schluß des Komplexes. Die Zentrale teilte sich in zwei Teile auf, das Kessel- und das Turbinenhaus. Das Kesselhaus lieferte den benötigten Dampf, die Turbinen in Bewegung zu bringen. Es fiel auf durch seinen hinter dem Gebäude 70 Meter hochragenden Schornstein.

Nebenbei sei bemerkt, daß das Innere der Zentrale, die im Jahre 1910 errichtet wurde, ein für die damalige Zeit außergewöhnliches Bild an Ausstattung und Sauberkeit bot.

Das Kesselhaus der Wäsche

In diesem Raum, dessen Innerstes wir uns etwas näher anschauen wollen, lagen zwei Dampfkessel, die nie beide gleichzeitig in Betrieb waren. Der Reservekessel wurde nur dann angezündet, wenn der andere Defekte aufwies. Zum Heizen kam nur Staubkohle, wir nannten sie Puff, in Frage, die von Tagelöhnern mit Kippwagen vom Kohlenmagazin (Transportunternehmen Rogister) herangebracht wurde. Ferner drehte da noch eine 180 PS Dampfmaschine und eine 18 PS "Bollings" Wasserpumpe mit einer Leistungsfähigkeit von 20 Cbm. per Minute. Durch diese Dampfmaschine kam die ganze Einrichtung in Bewegung. Die Pumpe sorgte dafür, daß die Wäschevorrichtung nicht ohne Wasser blieb.



Maschinenraum im Kesselhaus

Erster Verantwortlicher im Kessel- und Maschinenraum war Maschinist Hubert Cloth aus Kelmis. Als Heizer war ihm der Kelmiser Nicolas Pirson zugeteilt. Während der vier Kriegsjahre 1914-18 hatte der ebenfalls aus Kelmis stammende Willi Meessen die Stelle von Hubert Cloth inne.

Weil in der Wäsche kein Schichtwechsel bestand, mußte der Nachtwächter zwischen seinen Rundgängen sich um das Feuer bemühen. Dies galt auch für Sonn- und Feiertage.

Was tat sich vor und hinter der Wäsche ?

Wie wären die schweren Gesteinsmassen zu den beiden Stockwerken des Hauptgebäudes der Wäsche gelangt, wenn nicht eine Hebevorrichtung bestanden hätte ? Dafür sorgten zwei Aufzüge, wovon einer an der Vorder- und der andere an der Hinterfront montiert war. Die Gerüste, aus breittantigem Winkelleisen zusammengenietet, stiegen vom Boden bis zur dritten Etage hinauf. Im Kopfe derselben, der alles andere überragte, drehten die groben Zahnräder und die Kabelwinden, die die Eisenkörbe in Bewegung brachten, die durch das Gerüst auf- und abglitten. Während der ganzen Schicht haben sie nicht stillgestanden. Bekanntlich sind ja die Erze der Gruben Schmalgraf und Eschbroich von einem Benzinmotor über eine Schienenbahn entlang des Emmaburgerwaldes zur Aufbereitung gebracht worden. Die Endstation dieses Zuges lag in grader Strecke an die 200 Meter außerhalb des Waldes, in den Wiesen des Bauern Linzen (heute Taeter), da, wo bei dem Abhang jetzt noch die vier Bäume beieinanderstehen. Da hat auch ein Büdchen gestanden, das als Abstellraum der kleinen Zugmaschinen diente. Weil nun zwischen



Die zur Wäsche führende Brücke

dem Terminus des Bähnchens und der Wäsche ein Schlund die Durchfahrt des Zuges bis zum Werk nicht ermöglichte, blieb der Direktion nichts anders übrig, als das Ganze durch eine Holzbrücke zu verbinden. Vor dieser Brücke hat der Maschinist die vollen Kippwagen ab- und die leeren an seine Zugmaschine angehängt, um so wieder die Rückfahrt zur Grube anzutreten. Die Kelmiser Tagelöhner Wechseler Joseph, Barth Mathieu und Lausberg Nicolas haben an der Brücke die Fuhre in Empfang genommen. Viele Jahre haben jene Männer die schweren Blendewagen über die Brücke bis zum Aufzug hinter der Wäsche gedrückt. Ich habe immer hören sagen, diese Arbeit sei äußerst schwierig gewesen. Ebenfalls hinter dem Betrieb hatte die 3 Kilometer lange Drahtseilbahn von der Grube Lontzen ihre Endstation. Beim Einlaufen der vollen Wägelchen in die Wäsche nahmen zwei Arbeiter sie in Empfang. Blitzesschnell ging ihnen das Entleeren von der Hand, da an Zögern nicht zu denken war und die Wägelchen sofort auf die Rückreise geschickt werden mußten.

Die "Stoffe" der restlichen Gruben wie Fossey, Mützhagen und Roer, trafen vor der Wäsche ein, um hier für ihre Aufbereitung hochgezogen zu werden. Mit dem Vorderaufzug wurden ebenfalls die fertigen Produkte bis zu der Stelle gebracht, wo sie zur "Plaine" weitergeleitet werden konnten. Parterre und auf der ersten Etage stand ein Mann, der die Verantwortung für das Einhalten der Fahrvorschriften übernommen hatte. Trotz strenger Sicherheitsmaßnahmen kam es in den 20er Jahren doch zu einem Unfall mit tödlichem Ausgang. Der Kelmiser Nicolas Pirson, vormals Heizer im Kesselhaus, stand zu der Zeit als Verantwortlicher am Aufzug auf der zweiten Etage. Eines Tages vergaß er, das Schutzgitter vor die Öffnung zu schieben, drückte in gebückter Haltung einen beladenen Kippwagen zu weit nach vorne und stürzte samt Ladung und Wagen in die Tiefe. Wie nicht anders zu erwarten, konnte er nur noch als Leiche geborgen werden.

Was geschah mit dem Rohmaterial in der Wäsche ?

Nach all den Strapazen, die das aus der Tiefe des Erdbodens gewonnene Material nun hinter sich hatte, landete es letzten Endes da, wo die Prozedur seiner ersten Behandlung begann. Die verschiedenen Gesteinsarten wurden nun gewaschen, von einander getrennt und triiert.

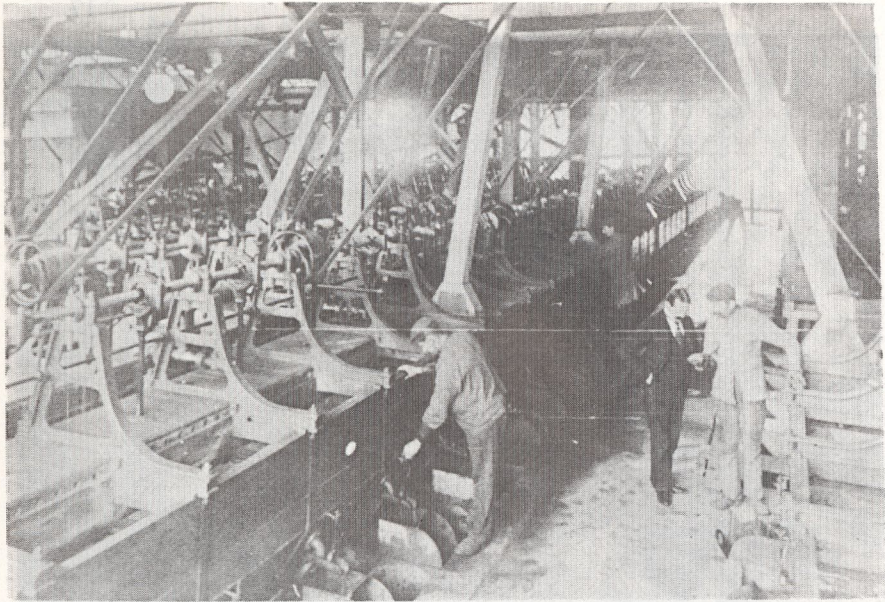
Im dritten Stockwerk, in der Nähe des hinteren Aufzugs, war die Landestation der herangebrachten Erze. Drei Männer hatten alle Hände voll zu tun, das einlaufende Gestein in Empfang zu nehmen. Geschickt stürzten diese Arbeiter die schwere Masse in einen 20-tönnigen eisernen Spitzkasten. Im Boden dieses Behälters lag ein Rost, der Steine bis zu 100mm durchfallen ließ. Das ganze hat wie ein Sieb ausgesehen. Erzklumpen größerer Dimensionen mußten, damit sie durchfallen konnten, mit einem dicken Hammer von den Arbeitern zerkleinert werden. Der rüttelnde Rost des Spitzkastens brachte die Steine zum Ausscheiden. Alsdann fielen sie in eine große sich drehende Trommel. Darin wurde das ganze Zeug unter Wasserspülung hin und her geworfen. Nach Beendigung des Prozesses beförderte ein Transportband die schon saubergewordene Blende nach Tisch 1. Der Fachausdruck für jene Tische war "Klaubertische". Auch hat man sie Sortiertische und im Plattdeutschen "Klaudöjsche" genannt. Der Klaubertisch, wie auch die anderen weiter unten beschriebenen Tische, drehten während der ganzen Schicht rund. Das Erz fiel darauf und wurde von Mädchen, den sogenannten Klauberinnen, triiert. Die verschiedenen "Stoffarten" legten sie separat in Holzkasten, deren Inhalt in einen dazu bestimmten Kanal geschüttet wurde und in eine Setzmaschine fiel. Diese aus fünf Teilen bestehende Maschine stand dauernd unter starkem Wasserzufluß. Hier trennten sich die im Gestein enthaltenen Substanzen wie Blei, Zink, Schwefel und Kalk von einander. Aus der Setzmaschine verteilte sich das Material durch verschiedene Kanäle auf drei weitere Tische. Auf Tisch 2 rutschten alle Steine von 50-22 mm, auf Tisch 3 die von 22-16mm und auf Tisch 4 die kleinen von 16-14mm. Die Klauberinnen, die diese Arbeit verrichteten, arbeiteten in Akkord und die Lohnsätze waren an jedem Tisch anders, da die Dicke der Steine den Ausschlag gab. Da ist es verständlich, daß das Sortieren der Steinchen von 16 - 14 mm eine mühsamere Arbeit war als das der Steine von 50mm. Das Aussuchen der "Stoffarten" war besonders im Winter eine nicht ganz angenehme Beschäftigung. Nur kalter Stein und Wasser: da blieb es nicht aus, daß es im Winter manchmal kalte Finger gab. Der Aufseher, Herr Alfred Dechesne, überwachte die ganzen Vorgänge in der Wäsche immer pflichtgetreu und der Meister der Klauberinnen, Herr Ferdinand Pelzer, ehemaliger Flötist der Bergwerkskapelle, sorgte stets dafür, daß die Mäd-



Die "Klauberinnen" bei der Arbeit

chen ihre Arbeit sorgfältig ausführten. Im Laufe der Zeit hatten die Mädchen ihm den Spitznamen "Väterchen" gegeben.

Nach dieser Operation kamen nun die Stoffe zur zweiten Etage, wo sie von einem Trommelsystem aufgefangen wurden. Diese Anlage bestand aus drei Doppeltrommeln, in denen ebenfalls genügend Wasser floß. Für den weiteren Waschprozeß in den Doppeltrommeln kam nur das Material in Frage, das schon regelrecht von einander getrennt worden war. Die noch unfertigen Produkte, wenn man es so nennen darf, fielen durch einen aus dicken Brettern angefertigten Kanal nach unten in eine Grube. Von hier aus kamen sie mittels eines Becherwerks, man hat es auch Paternoster geheißen, wieder zur zweiten Etage zu den Walzwerken, wo dann das noch nicht zerkleinerte Material zerkleinert wurde. Genauso erging es den Steinen über 100mm, die nach ganz unten befördert und da von einem Tagelöhner in einen Steinbrecher, auch Klöpfer genannt, geworfen wurden, dann wieder den Weg zur zweiten Etage antraten um so wie die anderen Gesteinsmassen den Waschvorgang durchzumachen. Die letzten Maschinen, in denen die Stoffe, wie man sagt, den letzten Schliff erhielten, waren die 20 Setzmaschinen. In unserer Mund-



Die Setzmaschinen

art hieß man sie "de Seefter". Sie waren fünfteilig und hatten einen Überlauf. Von den Walzwerken der zweiten Etage kommend, gelangten die Erze in die Setzmaschinen, die aus fünf Abteilungen bestanden. Die erste Abteilung nahm das Blei auf, die zweite Blei mit Schwefel, die dritte Schwefel mit Blende, die vierte Blende und die fünfte Blende mit Kalk. Letzteres bezeichneten die Arbeiter als Nachsetzgut. Nachdem sich der Kalk abgesetzt hatte, kam er aus dem Überlauf hoch und fiel durch einen Schacht in die Tiefe bis zum Erdgeschoß. Jene Masse ist damals als Betonkies verkauft worden. Weil Kies eben von weit her kommen mußte, ist es begreiflich, daß die Nachfrage immer groß war. Das Erz der Grube Schmalgraf hat sehr viel Kalkkies hinterlassen.

Wenn fertige Produkte die Setzmaschine verließen, stürzten sie sauber getrennt in einen Vorratskasten im Erdgeschoß. Hier luden die Fahrjungen sie in Kippwagen und brachten das wertvolle Material zum Aufzug. Alsdann wurde der volle Wagen bis zur Brücke gezogen. Andere Fahrjungen nahmen dann die teure Last in Empfang, um sie bis zur Plaine zu bringen. Wenn sich das Erz auf dem Lagerplatz dermaßen aufgehäuft hatte, daß eine Eisenbahnfuhr sich lohnte, kam es zum Abtransport. Von Kelmis brachte die Eisenbahn das wertvolle Material zu den Schmelzöfen nach Balen-Wezel.

(Fortsetzung und Schluß folgen)

Die Raerener Keramik innerhalb des rheinischen Steinzeugs

von René Dobbelsstein

Der Begriff "Raerener Keramik" umfaßt eine Töpferlandschaft, die sich von Petit-Rechain im Westen über Merols, Astenet, Neudorf, Raeren, Eynatten, Hauset bis Aachen im Osten erstreckt. Wenn wir nun den engeren Raum der Raerener Keramik verlassen, so müssen wir feststellen, daß die Raerener Töpferlandschaft wiederum einer noch größeren Töpferlandschaft angehört, nämlich der des "Rheinischen Steinzeugs". Somit ist die Frage nach der Lage und der Bedeutung der Raerener Keramik innerhalb des Rheinischen Steinzeugs berechtigt. Hierbei drängt sich auch die Frage nach den handwerklichen, wirtschaftlichen und menschlichen Beziehungen zwischen Raeren und den anderen Töpferzentren auf.

Die Lage Raerens war wegen der örtlichen Tonvorkommen, seines Holz- und Wasserreichtums und seiner verkehrstechnisch günstigen Lage ideal für die Entstehung einer Töpferindustrie. Es ist also nicht verwunderlich, daß auch andernorts, in der näheren und weiteren Umgebung, die Tonvorkommen und die zentrale Lage Anstoß zu einer Steinzeugindustrie waren.

Raeren war praktisch der westliche Ausläufer der rheinischen Töpferlandschaft (Bouffioulx bildet eigentlich den westlichsten Ausläufer, aber er kopierte meistens die Raerener Vorbilder) und obschon es zum Herzogtum Limburg gehörte, waren die Verbindungen nach Osten, zum Rheinland hin, doch viel stärker als diejenigen nach Westen, zum Maastal hin. In bisherigen Abhandlungen über Raerener Keramik wurde diese mit Recht mit den Rheinischen Töpfereien in Zusammenhang gebracht, aber nicht beachtet, daß sie "den einzigen Ast eines Stammes bildete, der künstlerisch wertvolle Blüten trug, indessen die übrigen nur einfaches Blattwerk sprießen ließen". (1)

Die erste nachweisbare Töpferei der sog. Raerener Keramik arbeitete im auslaufenden Mittelalter in Eynatten. Es wird sich um eine kleine lokale Töpferei gehandelt haben, da zu der Zeit der Markt von einigen anderen umliegenden Töpfereien beherrscht wurde. Im Maastal befinden sich die Töpfereien der sog.

Andener Keramik, die vom Ende des 11. Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den belgischen und teilweise den niederländischen Markt beherrschten. (2) Diese Keramik fällt durch große Ähnlichkeit mit der Keramik aus Westfrankreich auf, so daß man annimmt, daß die Töpfer von dort ins Maastal kamen. Dieses wichtige Töpferzentrum verschwindet jedoch in der zweiten Hälfte des 14. Jh., vielleicht durch die Pestepidemie von 1347, also noch bevor die "Kruchenbecker" der Raerener Frühzeit begannen.

Um die gleiche Zeit verschwindet auch ein anderes großes Töpferzentrum, das von Schinveld-Brunssum im holländischen Limburg, wo auch Ware vom sog. Pingsdorfer Typ hergestellt wurde. (3) Erst der Vergleich der in Eynatten gefundenen Scherben mit den datierbaren Erzeugnissen der Töpfereien von Schinveld-Brunssum ermöglichte eine Zeitbestimmung der Eynattener Funde von 1150 bis 1325, nur das Tonmaterial ist grundverschieden.

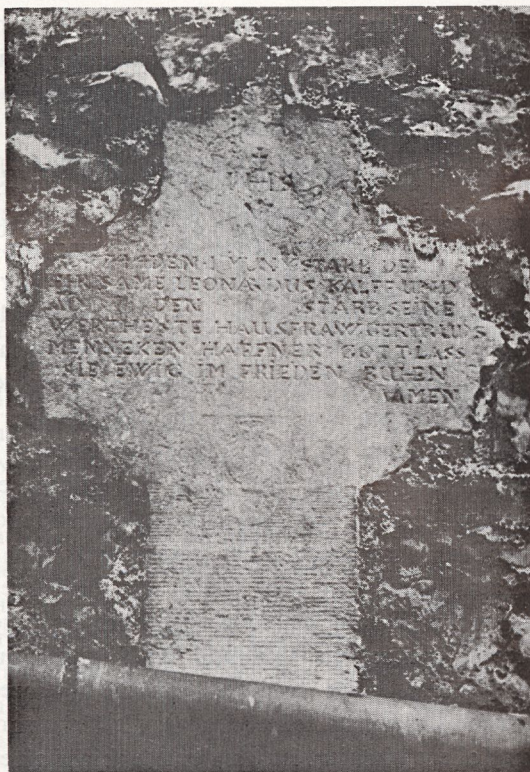
Auch im Osten befand sich eine schier unschlagbare Konkurrenz; der hiesigen Produktion am nächsten lag das Töpferzentrum von Langerwehe. Hier arbeiteten Töpfer bereits seit dem 9. bis 10. Jh. Auch in Langerwehe wurde Pingsdorfer Ware hergestellt. Diese Töpferei ist die einzige der direkten Nachbartöpfereien, die auch noch zur Blüte- und Spätzeit Raerens bestehen blieb. (4) Die Konkurrenz Langerwehes für Raeren wird wohl nur in der Frühzeit beträchtlich gewesen sein; zur Blütezeit des rheinischen Steinzeugs im allgemeinen arbeiteten in Langerwehe Handwerker, in Raeren jedoch Künstler. Ein Landtagsbeschluß zu Jülich vom 28. April 1624, worin eine neue Akzisordnung verabschiedet wurde, erklärte u.a. auch "erdengeschier, düppen, pött, Sibergische (Siegburg), Rhoder (Raeren), Frechen- oder Weder werk" nebst Dachziegeln und Kacheln als abgabepflichtig. Außerdem berichten uns die Lehensregister von der Heirat des Raerener Töpfers Baldem Mennicken mit "Helene Claesens von der Wehe". (5) Auch andere Raerener "Kannenbecker" werden schon früh zu Langerwehe genannt. So 1530 Lambert, Martin und Clais, 1552 Jan, Arlof, Johann und Karl. (6) Das Langerweher Töpferhandwerk konnte sich übrigens länger halten als das Raerener.

Größer jedoch als die Konkurrenz Langerwehes war die der anderen Großtöpfereien im Rheinland, nämlich Köln-Frechens, Siegburgs und des Westerwalds, die dank ihrer günstigeren geographischen Lage den Osten billiger beliefern konnten. Bis in die Römerzeit reicht die Tradition des Töpferhandwerks in der Stadt Köln zurück. Noch lange vor der Raerener Frühzeit wurden zu Köln Töpfe hergestellt, die später in Aachen und Raeren nachgeahmt wurden. Obschon nur ein Kölner Töpfer namentlich bekannt ist, "Hermann Wolters", lassen sich die Werkstätten anhand der Funde auf die Komödienstraße, die Maximinenstraße und die Eigelsteinwerkstatt festlegen. (7) Die Kölner Blütezeit geht von 1510 bis 1540 und während dieser Zeit wurden die Kölner Erzeugnisse auch in Raeren nachgeahmt. In den siebziger Jahren des 16. Jh. wurden die Töpfer wegen der Feuergefahr, der Rauchbelästigung und des Hochtreibens des Holzpreises aus der Stadt selbst vertrieben. Sie ließen sich im benachbarten Frechen nieder, wo sie fortan neben den einheimischen Töpfern ihre charakteristische Ware herstellten. Dieses neue Töpferzentrum hatte jedoch mit der übermächtigen Konkurrenz Siegburgs zu kämpfen, für das Köln der Hauptumschlagplatz der Waren wird. (8)

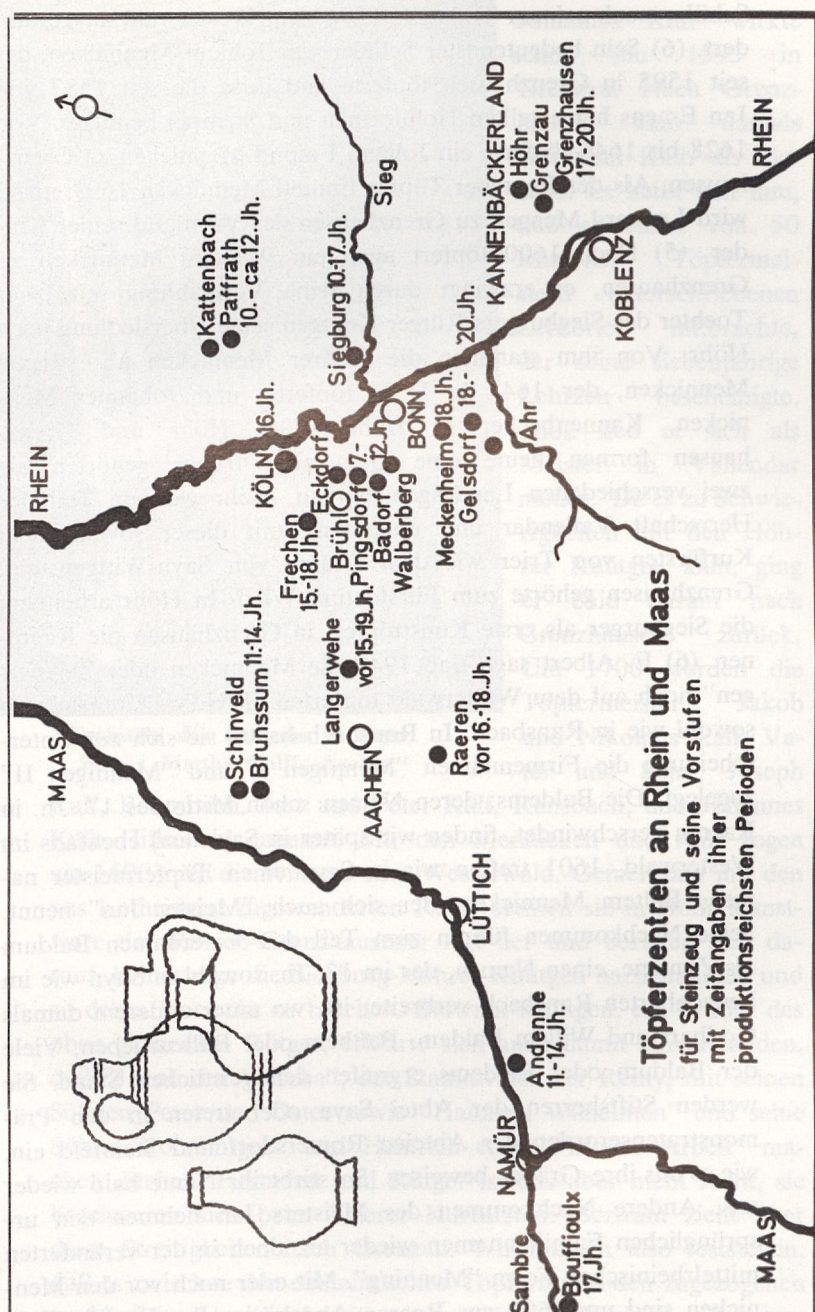
Die größte Konkurrenz überhaupt, auch für Raeren, wird die älteste rheinische Töpferstadt, Siegburg, gewesen sein. Sie war für alle anderen Töpferzentren des 15. und des 16. Jh. das leuchtende Vorbild, bis ein Jan Emens das Raerener Handwerk aus dieser Bevormundung befreite und vom nehmenden zum gebenden Glied in der rheinischen Töpferlandschaft machte. Aachener und Raerener Töpfer der Frühzeit arbeiteten bis rund 1510 nach Siegburger Vorbildern, die damals den Markt beherrschten. Im zweiten bis vierten Jahrzehnt des 16. Jh. ahmten die Raerener Meister, die sich noch zu keinem eigenen Stil durchgedrungen hatten, die zu dieser Zeit blühenden Kölner Töpfereien nach, was ihnen nicht immer sonderlich gelang. In den folgenden Jahrzehnten wird wieder der Siegburger Stil nachgeahmt, auch Jan Emens arbeitete anfänglich in diesem Stil, bis er eine eigene, kraftvollere Note fand, die Raeren nun zum nachgeahmten Töpferzentrum machte. Aus der Frühzeit des Jan Emens ist eine Lazarusschnelle bekannt, die nicht nur von einem Frechener Kollegen kopiert ist, sondern auch auf eine Siegburger Schnelle des F. Trac zurückgeht. (9) Im Siegburger Land findet

sich der Name Kalb oder Kalf schon um 1500, sodaß es den Anschein hat, als ob diese später in Raeren ansässige Familie in Siegburg beheimatet sei.

Eine andere Töpferlandschaft wurde durch den langsamen Niedergang des Handwerks in Raeren ab 1600 stark begünstigt, nämlich der Westerwald. Die bekanntesten Töpferdörfer des Westerwaldes sind Höhr, Grenzhausen, Grensau, Baumbach und Hillscheid. Nach dem Tode des Jan Emens beginnen die Raerener Töpfer auszuwandern, was nicht nur auf religiöse Unruhen zurückzuführen sein dürfte, sondern vor allem auf Streitigkeiten unter den Töpfern. Jeder will das Erbe des großen Meisters antreten, aber nur wenige sind dazu in der Lage. Eine andere Meinung ist, daß Jan Emens seit 1585 statt des bisher in Raeren üblichen goldbraunen Farbtons nun Graublau benutzte, wodurch er die Möglichkeiten des hiesigen Gewerbes überstieg. Die hierfür nötige helle leichtbackige Erde findet sich in mächtigen Schichten vor allem im Westerwald und deshalb seien seine tüchtigsten



Grabstein Kalff zu Sayn
Foto : Martha Kalff, Aachen



Diese Karte zeichnete in dankenswerter Weise Hermann Scheiff, Hergenrath

Schüler nach seinem Tode i.J. 1594 zum Westerwald ausgewandert. (6) Sein bedeutendster Schüler war Johann Mennicken, der seit 1595 in Grenzhausen töpferte und dazu die seit 1587 von Jan Emens hergestellten Hohlformen und Stempel benutzte. Von 1628 bis 1646 töpferte ein Johann Emond Mennicken zu Grenzhausen. Als der Raerener Töpfer Emund Mennicken 1609 stirbt, wird Leonard Mengen zu Grenzhausen der Vormund seiner Kinder. (5) Nach 1600 töpfert auch ein Wilhelm Mennicken zu Grenzhausen, er erzwingt durch seine Vermählung mit einer Tochter des Siegburgers Rütger Knütgen seine Übersiedlung nach Höhr. Von ihm stammen die Höhrer Mennicken ab : Jacob Mennicken, der 1644 in Höhr töpferte, und Johannes Mennicken, Kannenbecker in Höhr 1790. Höhr und Grenzhausen formen heute eine Gemeinde, früher gehörten sie zwei verschiedenen Landesgebieten an. Höhr war ein Teil der Herrschaft Vallendar und unterstand mit dieser sowohl dem Kurfürsten von Trier wie dem Grafen von Sayn-Wittgenstein, Grenzhausen gehörte zum Fürstentum Wied. In Höhr arbeiteten die Siegburger als erste Kunsttöpfer, in Grenzhausen die Raerener. (6) E. Albert sagt, daß 1940 die Mennicken oder "Mennigen" noch auf dem Westerwald töpfteren, in Höhr- Grenzhausen sowohl wie in Ransbach. In Ransbach haben sie sich zur Unterscheidung die Firmennamen "Mennigen I" und "Mennigen II" zugelegt. Die Baldems, deren Namen schon Mitte des 17. Jh. in Raeren verschwindet, finden wir später in Sayn und ebenfalls im Westerwald. 1601 treffen wir in Sayn einen Töpfermeister namens Baltem Mennicken, der sich auch "Meister Jan" nennt. Seine Nachkommen führen zum Teil den Vaternamen Baldum als Zuname, einen Namen, der im 17. Jh. sowohl in Sayn wie im benachbarten Ransbach verbreitet ist, wo unter anderem damals Godhart und Willem Baldem, Balthem oder Ballem leben. Viele der Baldum oder Baldems ergreifen den geistlichen Stand. Sie werden Stiftsherren der Abtei Sayn oder treten in den Prämonstratenserorden der Abteien Romersdorf und Steinfeld ein, wie es uns ihre Gräber beweisen. So stirbt ihr Name bald wieder aus. Andere Nachkommen des Meisters Jan nehmen den ursprünglichen Familiennamen wieder an, doch in der veränderten mittelhheinischen Form "Menning". Mit oder noch vor den Mennicken sind um 1600 aus Raeren Angehörige der Familie Kalb oder Kalf zum Westerwald ausgewandert. Der Raerener Meister



Grabstein der Baldems zu Sayn

Foto : Martha Kalff, Aachen

Johannes Kalf wirkte schon um 1593 in Grenzau. Nach Grenzhausen kam damals Hermann Kalb als Geselle. Es heißt von ihm, daß er einen von 50 Raerener Töpfermeistern unterschriebenen Lehrbrief mitbrachte, der seine siebenjährige Lehrzeit bescheinigte. 1602 ließ er sich als Meister in Vallendar nieder. Da es zu Schwierigkeiten mit den Höhrer Knütgen kam, ging er bald darauf nach Grenzhausen zurück. Um 1700 werden die Töpfermeister Jakob und Nikolaus Kalf, Vater und Sohn, Joseph

Kalf, Baumbach, Jost und Peter Kalf, Ransbach, und Johannes Kalb, Hillscheid, genannt. Mit den Mennicken und Kalf zogen um 1600 auch die Willems zum Westerwald. Gemeinsam mit den aus Lothringen zugewanderten Remy stellten sie in Höhr Kunstware der Raeren-Grenzhausener Art her und beriefen sich darauf, keineswegs die Siegburg-Höhrer Knütgen nachzuahmen und so deren Vorrecht zu brechen. Bertram Knütgen, ein Bruder des oben genannten Rütger, erklärte sich auch damit einverstanden, daß "Jacob der Wesche", der Stammvater der Remy, mit seinen Söhnen Peter und Oster sowie "Hannsen Wilhelmen" und seine Söhne "Johanntgen" und Heinrich etwas "Bloher Arbeit" machen dürften. Hermann und Rütger ist das aber nicht recht, sie beschwerten sich beim Trierer Kurfürsten. Bertram zieht über diese Streitigkeiten nach Grenzau. Wir müssen also feststellen, daß es zwischen den einheimischen Töpfern und den zugezogenen zu häufigen Unstimmigkeiten kam. Aber nach einiger Zeit versöhnten sie sich, heirateten untereinander und schufen so auf der

Grundlage Raerens und Siegburgs gemeinsam die blühende Töpferkunst des Westerwaldes. Auch die Kannenbecker, die zu Raeren und Langerwehe töpftern, tauchen im Westerwald auf. Schließlich sind noch die Schwaderlapp zu nennen, deren Namen in Raeren ausgestorben ist, man findet ihn aber noch im Westerwald, sowie die Klütgen, die wohl zum selben Stamm wie die Höhrer Kleudgen gehören.

Wir haben somit festgestellt, daß die massive Auswanderung der Raerener Töpfermeister zum Westerwald das dortige Handwerk zu künstlerischer Blüte brachte. Gemeinsam mit den einheimischen Töpfern begründeten sie nun vom Westerwald aus die Töpferkunst in anderen rheinischen Orten, so in den Dörfern Meckenheim, Adendorf und Wormersdorf. Peter Mennigen ist der erste Adendorfer seines Stammes. 1744 ist er Taufpate bei einem Kind des Johann Willems. Auch sein Bruder Wimar töpfterte zu Adendorf. Nachkommen der Kalf zogen ebenfalls hierhin. Auch die Emens sind hier Töpfermeister, obwohl sie kaum über den Westerwald nach hier gekommen sein werden, denn im Westerwald findet sich Emens oder Emons nur als Vorname zu Mennicken, nie als Zuname. Die Willems begründeten mit dem Westerwälder Töpfer Gerhartz von Adendorf aus die Töpferei zu Wormsdorf und zu Beginn des 19. Jh. auch die zu Meckenheim.

Außerdem entstand nun auch ein Töpferzentrum in der Südeifel, in den Orten Speicher, Herforst und Bruch bei Wittlich. In und um Speicher begegnen wir den Willems und auch den Pitsch. Die letzteren haben auch in Bruch ihre Werkstätten.

Am Niederrhein bestand auch ein wichtiges Töpferzentrum in Krefeld-Hüls. Hier wurde vor allem buntglasierte Irdenware hergestellt, die oft mit gleichartigen Erzeugnissen der Töpferei Berlotte des 18. Jh. verwechselt wird.

Zum Schluß sei aber auch noch auf den Einfluß der Raerener und der rheinischen Töpfer im allgemeinen auf die Neugründung von Töpfereien im westlichen Belgien hingewiesen, die die Raerener Töpfer kopieren, wodurch eine Unterscheidung der Erzeugnisse, vor allem der des 17. und 18. Jh., sehr erschwert wird. Im belgischen Hennegau bestehen so im 17. Jh. einige Töpfereien, wovon die von Bouffioulx bei Charleroi, Châtelet

und Pont-de-Loup erwähnt seien. Im 17. Jh. treffen wir in Bouffoulx und Châtelet den Meister Emonce ! Die Unterscheidung der Erzeugnisse wird weiter dadurch erschwert, daß in Dinant, Bouvignes und Verviers nach dem Vorbild von Siegburg und Grenzhäusen getöpft wurde. In den Diplomen erscheinen diese Ortsnamen gestellt als "Sibrich" und "Grinhausen". In Namur richtete J.B. Chabotteau 1639 eine Werkstatt ein. Der berühmte Lütticher Glashüttenbesitzer Henri Bonhomme stellte in Namur ab 1647 ebenfalls Steinzeug her. (10)

Zusammenfassend können wir also sagen, daß Raeren noch vor seiner eigentlichen Frühzeit von Andenne im Westen, von Schinveld-Brunssum im Norden und von Aachen, Langerwehe und Köln im Osten umgeben war. Zur Frühzeit arbeiteten Großzentren in Köln, Siegburg und Langerwehe. Die Blütezeit läßt Raeren seine Konkurrenz überflügeln, nur Siegburg und in etwa auch Frechen und Langerwehe bieten die Stirn. Mit dem Beginn der Spätzeit und durch die Auswanderung der Töpfer Siegburgs und Raerens zum Westerwald wird die dortige Produktion zum großen Konkurrenten der niedergehenden Raerer Töpferei, außerdem beliefern neugegründete Töpfereien in Belgien das westliche Absatzgebiet.

Literaturverzeichnis :

1. MAYER O. E. : Mittelalterliche Keramik aus Eynatten, in ZAGV 77 (1965/66), S.81.
2. BORREMANS R. und WARGINAIRE R. : La Céramique d'Andenne, Rotterdam 1969.
3. BRUIJN A. : Die mittelalterliche keramische Industrie in Südl limburg, in: Berichten van de rijksdienst van het oudheidkundig bodemonderzoek 12/13 (1962/63).
4. SCHWARZ J. : Behördenstreit in Langerwehe, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Langerweher Töpfereien, in: Heimatblätter, Düren, 1932.
5. von COELS L. : Die Lehenregister der Propsteilichen Mannkammer des Aachener Marienstiftes 1394-1794.
6. ALBERT E. : Raerer Töpfermeister - sippenkundlich betrachtet, in: Rheinische Heimatpflege 3, Jg 12, 1940.
7. von BOCK G. : Die Blütezeit der Rheinischen Steinzeugproduktion, in: Volkskunst im Rheinland, Düsseldorf, 1968.
8. GILLES A. : Ursprung und Entwicklung der Töpferei in Adendorf, in: Keramik im Landkreis Bonn, Bonn, 1969.
9. MAYER O.E. : Fünfzehn Jahre Grabungen im Raerer Land, in: Aachener Beiträge für Baugeschichte und Heimatkunst, Bd. 4, Aachen, 1967.
10. PHOLIEN F. : La céramique au pays de Liège, 1906, S. 17.

Die Pavei in Herbesthal 1914-18

von Leo Homburg

In Nr. 12 und Nr. 13 dieser Zeitschrift habe ich versucht, das Leben und Treiben an und auf der Pavei, der Grenzstraße zwischen Herbesthal und Welkenraedt, in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg bzw. bei Kriegsausbruch erinnerungsgetreu zu schildern. Daß die Lebensmittelversorgung in immer größere Engpässe geriet und der Schmuggel an der Pavei blühte, habe ich auch schon erwähnt. Wie ging nun das Leben weiter?

Die Pavei bot in den nächsten Jahren das gleiche Bild: Wachtposten, Schmuggler, Bauernfahrzeuge, freudlose Menschen. Im April 1915 (ich war 12 Jahre alt) war ich zum letzten Male in der Schule gewesen. Vater sorgte immer wieder, daß ich als unabkömmliche Hilfe für meine Mutter und die kleine Landwirtschaft vom Schulbesuch befreit blieb. Bei fünf jüngeren Geschwistern war Befreiung vom Schulunterricht keine Ausnahme.

Im Herbst 1917 erschien als Grünstraßposten Hubert Wertz vom Kirchbusch in Astenet. Er nahm seine Aufgabe ernst, wollte mit dem Schmuggel aufräumen und sich nicht den örtlichen Gepflogenheiten anpassen. So sammelten sich die Schmuggler diesseits und jenseits der Pavei, warteten, bis dieser Posten abgelöst wurde und liefen dann herüber und hinüber. Das Schilderhäuschen vergaßen sie natürlich nicht. Noch ehe der neue Wachtposten, der sein Grenzteilstück abging und den Schmugglern den Rücken zukehrte, zurück zu seinem Schilderhäuschen gekommen war, hatte ich daraus 18 Mark an Bestechungsgeld kassiert und war nach Hause verschwunden. Mutter belehrte mich, daß das Geld gestohlen sei und dem Posten gehöre. Ich müsse es sofort zurückbringen. Was ich denn auch tat. Der Posten stand enttäuscht vor seinem Schilderhäuschen, nahm das Geld und steckte es in die Tasche, ohne mir reuigem Sünder eine einzige Mark davon abzugeben.

Mit dem oben genannten Asteneter Posten gab es auch einen kleinen Zwischenfall unseres einzigen Schweines wegen. Alle Grenzvorschriften mißachtend, suchte das Schwein, das we-



gen Futtermangels auf Selbstversorgung angewiesen war, seine Eichel auf deutscher wie auf belgischer Seite. Niemand hatte es bisher behelligt und es war immer zurückgekommen. Daran wollte nun der Posten es eines Tages mit dem Gewehrkolben hindern. "Wenn es die Grenze überschreitet", rief er meiner Mutter zu, "muß ich es erschießen !" Er hat dann doch nicht geschossen, als meine Mutter und ich das Tier in den Stall trieben. War er nicht sicher, wen er getroffen hätte ?

Die Versorgungslage spitzte sich im Laufe des Krieges im-

mer mehr zu. Elektrisches Licht hatten wir nicht. Petroleum und Kerzen gab es nicht mehr. Nur noch primitive Karbidlampen spendeten spärliches Licht und mehr als einmal knallte es, wenn solch eine Lampe auseinanderflog. Die Kartoffeln wurden kaum halbreif vom Acker gestohlen. Dann kam der Rübenwinter 1917-18. Schon Allerheiligen, als ich die Mutter auf dem Gang zum Friedhof nach Lontzen begleitete, knirschte der Schnee vor Frost unter unseren Sohlen. Monatelang blieb es kalt. Die für die Bevölkerung eingelagerten Kartoffeln erfroren. Die Zuteilungen zerfielen in Matsch. In der im Bahnhof eingerichteten Kriegsküche wurde Suppe verteilt. Wer einmal von dieser Brühe, in der die Maden schwammen, geholt hatte, aß lieber noch Rüben. Doch auch die waren knapp. Es war uns gelungen, ein paar Fuhren dicker, gelber Rüben für das Vieh einzulagern. Das hatte sich schnell herumgesprochen und es kamen immer mehr Leute, die dann glücklich mit einigen Rüben unterm Arm nach Hause gingen. Das Vieh, das den langen Winter mit dem, was der Heuboden hergab, auskommen mußte, wurde Anfang Mai halb verhungert auf die noch immer nicht grünen Wiesen getrieben. Auch im Sommer hielt die Not an. Wie groß sie war, mag man daraus ersehen, daß eines Tages eine Kuh, die durch einen unglücklichen Zufall erstickt war und die wir verscharrt hatten, in der folgenden Nacht wieder ausgegraben wurde und bis auf den Kopf und die Haut weggetragen wurde.

Im Spätherbst war im Saale Scholl (heute Kasino Herbesthal) ein Vortrag über die Kriegslage. Damit kein Zweifel an Preußens Gloria aufkomme, spielte eine Militärkapelle schmissige Marschmusik. Die Redner sprachen von Bruttoregistertonnen Schiffsraum, die täglich von unseren U-Booten versenkt wurden, sie rechneten aus, wieviele beladene Güterzüge das seien, usw. Der Reden letzter Sinn : zeichnet die achte Kriegsannehme ! (s. Bild S. 29)

Als ich nach dem Vortrag durch die ruhige Nacht nach Hause ging, hörte ich, wenn auch aus weiter Ferne, ein dumpfes Grollen, das mich an den Kanonendonner von 1914 erinnerte. In den nächsten Tagen hörten auch andere dieses Geräusch. Als ich gegenüber einem meiner belgischen Jugendnachbarn (wir hatten uns den Krieg über respektiert) die Ansicht äußerte, der Krieg könne auch unser Gebiet treffen, meinte er, das sei egal. "Hopsak, die Prüße flege ut Belge erut !"

Dann gab es etwas, was ich noch nie gehört hatte : Fliegeralarm. Auf der Pavei fielen Bomben, sie rissen das Pflaster auf und durchlöcherten den Drahtzaun. Am Gendarmeriegebäude in Herbesthal sind heute noch die Spuren der Bombensplitter zu sehen. Wenige Tage später warf der Landsturm an der Grünstraße sein Gewehr in den Straßengraben und ging nach Hause. Es war Waffenstillstand.

Und wieder zogen Soldaten über die Pavei. Doch nicht in schöner Ordnung wie 1914. Die ersten waren wilde Haufen. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, zur Begrüßung dieser "Etappenhengste" die Häuser zu beflaggen. Wir stellten einige unserer Prozessionspfähle mit den dazugehörigen Fähnchen vor unser Haus, als auch schon die ersten durchziehenden Soldaten die rotweißen Fähnchen herunterrissen und rote Fetzen davon an ihre Uniform hefteten. Als sie dann auch noch eines unserer Rinder auf der Weide abschlachteten, war unsere Begrüßung zu Ende. Ein Trupp mit einem motorisierten Fahrzeug blieb in der damals ab Pulverlager fast grundlosen Grünstraße stecken. Soldaten ohne Achselklappen, behengt mit roten Stoffetzen, forderten uns im Namen des Arbeiter- und Soldatenrates mit aufgepflanztem Bajonett auf, anzuschirren und den Wagen herauszu ziehen.

Nach Abzug dieser wilden Haufen kamen die ersten Frontsoldaten. Sie trugen ihre Abzeichen und wurden von ihren Offizieren geführt. Es gab auch wieder Einquartierungen, aber da um diese Zeit schönes Wetter herrschte, übernachteten auch viele im Freien, um wärmende Feuer gelagert. Sie sangen, spielten auf der Mundharmonika und schossen ihre letzten Leuchtkugeln in die Luft. Einer, der seine Heimat nicht wiedersehen sollte, wurde am Grünstraßende hinter einer Hecke beerdigt. "Hier ruht in Gott Soldat Winter", stand auf seinem Bretterkreuz.

Ich habe oft an diese Soldaten gedacht, die nach jeder Nacht weiter auf die Heimat zu zogen, als die Amerikaner uns nach dem Waffenstillstand des 2. Weltkrieges ohne Zelt und Unterkunft zwei Monate lang bei schlechtem Wasser und wenig Brot auf einem Kartoffelacker eingesperrt hielten.

Die Soldaten hatten auf unserem Hof ein Motorrad mit Beiwagen zurückgelassen, das ich mir ganz gerne gesichert hätte.

Aber Vater war strikt dagegen, da er befürchtete, die nachfolgenden Franzosen könnten uns deswegen bestrafen. Vater war im Frühjahr entlassen worden. Er hatte ein Pferd angeschafft und statt mit dem Motorrad durch die Gegend zu fahren, mußte ich mit ihm nach Bailly's Fabrik, eine Fuhre Asche zu holen. Auf dem Hof brannte ein Feuer, Kinder spielten mit Gewehren, die damals überall herumlagen. Ein Knall ließ alle erschreckt auseinanderlaufen. Nur ein Welkenraedter Junge stand brüllend da. Ihm fehlten ein paar Finger. Ein Schuß aus einem der Gewehre? Ins Feuer geworfene Munition? Wer weiß? Vater brachte den Jungen durch den inzwischen zerschnittenen Drahtzaun zu seinen Eltern.

Vier Tage dauerte die herrenlose Zeit. Unser holländischer Nachbar hatte sie benutzt, sein über den Krieg gerettetes Kupfer zu scheuern und ins Fenster zu stellen. Über der Haustür hatte er ein großes Schild angebracht mit der Inschrift: Maison Hollande.

Dann kamen, Fanfaren blasend und geführt von einem Offizier zu Pferd, von Welkenraedt her die ersten belgischen Soldaten. Am "Maison Hollande" zogen sie vorbei. Bei uns machten sie Halt. 6 Mann belegten unsere Wohnstube. Abends gingen sie zur Befreiungsfeier nach Welkenraedt und als sie in der Nacht angeheitert zurückkamen, trieben sie uns aus den Betten und durchsuchten das Haus. Im Schilderhäuschen standen jetzt belgische Wachtposten. Alles, was zur Grünstraße einbog, wurde durchsucht. Männer wurden abgetastet, Frauen mit dem Gewehrputzstock abgeklopft. Was die Posten fanden, wurde beschlagnahmt. Meist waren es Lebensmittel, die man versuchte, aus Welkenraedt auf unsere Seite zu bringen, da es bei uns noch nichts gab.

Als diese Soldaten abzogen, nahmen sie das Schilderhäuschen mit. Das Motorrad hatten sie schon in den ersten Tagen in Richtung Welkenraedt geschoben. Wir hatten uns an die Männer gewöhnt und ihre Anwesenheit war für uns ein Schutz vor den damals sehr rührigen Dieben gewesen, die das Pferd unseres nächsten Grünstraßnachbarn Cormann sogar bei hellichtem Tage von der Weide gestohlen hatten.

Am 22. Januar 1919 erhielt ich einen neuen Paß. Er war zweisprachig französisch-deutsch und gleich mit vier Stempeln versehen: Polizeiverwaltung Herbesthal (deutsch), Kreis Eupen (deutsch und franz.), Sureté Militaire und Armée d'occupation (franz.). Ein fünfter Stempel, dreisprachig französisch-englisch-deutsch, kam später noch hinzu. Er erlaubte freien Durchgang in allen von den Alliierten besetzten Gebieten.

Im August wurden uns eine Kuh und drei Rinder, die nicht im Viehkontrollbuch eingetragen waren, beschlagnahmt. Sechs Gendarmen mit Brustschnüren und auf Pferden reitend trieben sie nach Eupen zum Schlachthof. Als wir sie Mitte Dezember wiedererlangten, war ein Rind eingegangen und das Futtergeld, das wir zahlen mußten, überstieg den Wert der halbverhungerten Tiere.

1) Hier ist zu berücksichtigen, daß auch aus den nachstehenden Ausführungen hervorgeht, daß die Mundarten auch in der näheren und weiteren Vergangenheit durch interne Entwicklungen und Einflüsse von außen her immer wieder Veränderungen unterworfen waren. Was die Sprachbeherrschung betrifft, so können in Eupen und in einigen umliegenden Ortschaften heute nur noch die wenigsten Kinder die Mundart fließend sprechen, wenn sich auch ihre Umgangssprache auch lexikalisch, grammatisch und besonders phonetisch noch stark an die typischen örtlichen Sprechergewohnheiten anlehnt.

2) Im Gegensatz dazu stehen die phonetischen Betrachtungen von Professor J. Gossens in "De Overmaas Dialecten" Zeitschrift "Veldeke" 1966, 41. Jahrg. Nr. 226-227 und Dr. R. Jongen "Unsere Mundarten, der geographisch-historische Aspekt" Zeitschrift "Im Oubli" Mai 1962, Nr. 2.

3) Siehe dazu die wichtigsten Ausführungen (nabelbibliographie) von Dr. A. Boileau in "Enquête dialectique sur la toponymie romane du Nord-Est de la Province de Liège", I. 1934, S. 8-13 (hier abgekürzt Boh).

Rose

von M. Th. Weinert

Einsame Rose,
 in Dir ist der Sommer
 dunkel ergrünt,
 im stechenden Dorn,
 dem wehrhaften Speer,
 im starken, gezahnten Blatt.
 Feingeädert und wächsern
 rahmt seine Fülle Dich ein :
 kaum geöffnete Knospe !
 Schimmernde Blütenblätter,
 eng umeinandergelegt,
 wölben Dein sanftes Oval,
 hauchen verströmend
 den Duft und die Farbe -
 Gesicht eines Sommers ...
 Wie lange noch ?

Neue Ergebnisse zur Dialektgeographie im ehemaligen Herzogtum Limburg

von Leo Wintgens

In einer schnellebigen und kontaktfreudigen Zeit, in der, besonders durch den Einfluß der Massenmedien und regionaler oder überregionaler Siedlungsbewegungen, die Hochsprachen die Mundarten immer mehr zu verdrängen und zu durchsetzen drohen, ist es dringend geboten, die überlieferten angestammten (1) Charakterzüge der örtlichen Mundarten festzuhalten. In der Bundesrepublik ist aus diesen Gründen schon vor Jahren das "Deutsche Spracharchiv" mit der Sammlung deutscher Dialekte und der Konstituierung einer Lautbibliothek beauftragt worden.

Für unseren Grenzraum fühlt sich anscheinend auch auf diesem Gebiet nach jahrzehntelangen pseudo-wissenschaftlichen Kontroversen (2) und anhaltendem sprachpolitischem Tauziehen (3) wieder einmal niemand verantwortlich bzw. zuständig oder kompetent. Dabei ist eine objektive sprachwissenschaftliche Erforschung unserer Mundarten nicht nur für eine rein regionale Sprachbetrachtung von Belang. Sie kann in manchen Hinsichten auch für einen weiteren Raum neue Perspektiven eröffnen.

Die Mundarten unserer Gegend, des ehemaligen Herzogtums Limburg, bilden nämlich einen wichtigen Bestandteil des Kerngebietes in dem breiten Übergangsraum der kontinentalger-

- 1) Hier ist zu berücksichtigen, wie auch aus den nachstehenden Ausführungen hervorgeht, daß die Mundarten auch in der näheren und weiteren Vergangenheit durch interne Entwicklungen und Einflüsse von außen her immer wieder Veränderungen unterworfen waren.- Was die Sprachbeherrschung betrifft, so können in Eupen und in einigen umliegenden Ortschaften heute nur noch die wenigsten Kinder die Mundart fließend sprechen, wenn sich ihre Umgangssprache auch lexikalisch, grammatisch und besonders intonationsmäßig stark an die typischen örtlichen Sprechgewohnheiten anlehnt.
- 2) Im Gegensatz dazu stehen die philologischen Betrachtungen von Professor J. Goossens in "De Overmase Dialecten" Zeitschrift "Veldeke" 1966, 41 Jahrg. Nr. 226-227 und Dr. R. Jongen "Unsere Mundarten, der geographisch - historische Aspekt" Zeitschrift "Im Göhlthal" Mai 1969, Nr 5.
- 3) Siehe dazu die wichtigsten Ausführungen (nebst Bibliographie) von Dr A. Boileau in "Enquête dialectique sur la toponymie germanique du Nord-Est de la Province de Liège", I, 1954, S. 8-13 (hier abgekürzt Boi).

manischen Sprachen. Nicht nur hiesige Dialektologen, sondern auch auswärtige Sprachforscher haben den philologischen Wert unserer oft zu unrecht vernachlässigten Volkssprache erkannt. Immer wieder sind neue Untersuchungen angestellt worden, die jedoch manchmal die feinen Einzelheiten und Unterschiede in unseren Mundarten, die selbst einem einheimischen Mundart-sprecher leicht entgehen, nicht oder nur teilweise berücksichtigen.

Der vorliegende Beitrag stützt sich weitgehend auf eine philologische Abhandlung zu dem Thema *"Der Konsonantenstand der ältesten Kanzleisprache der limburgischen Bank Walhorn im historischen Vergleich mit den örtlichen Mundarten - Beitrag zur historischen Sprachgeographie"*, die an der Fakultät für Philosophie und Literaturwissenschaften der Universität Lüttich, Abteilung Germanistik, ausgearbeitet wurde.

Ursprünglich sollte diese Untersuchung ausschließlich den Konsonantenstand der ältesten Urkundensprache in der Bank Walhorn feststellen (4). Da jedoch durch das geschichtliche Material und durch fortwährenden Vergleich mit anderen Mundarten manche Rückschlüsse auf die Entwicklung unserer Mundarten möglich schienen, wurde auch die heutige Mundart, das Ergebnis und zugleich der Schlüssel zum Studium dieser Entwicklung, grundlegend in die Arbeit einbezogen.

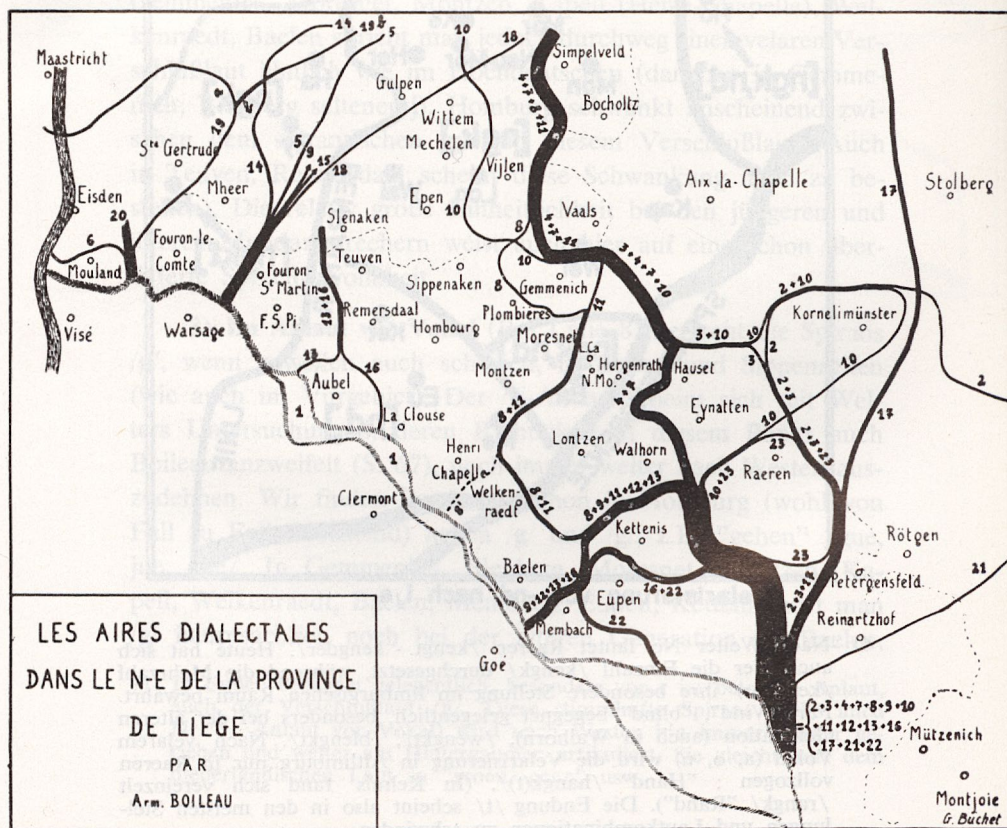
Hier standen mir insbesondere die drei sprachgeographischen Werke von Wilhelm Welter (5) zur Verfügung, auf die sich auch A. Boileau in der Einleitung (bes. S. 40f) zu dem vorgenannten toponymischen Werk (Siehe Fußnote 3) stützt. Gründliche sprachwissenschaftliche Studien über die altlimburgische Schreibsprache oder geschichtlich fundierte Untersuchungen zu Sprache und Mundart lagen nicht vor.

4) Die diesbezüglichen Ergebnisse wurden noch beträchtlich erweitert und am 3. August 1972 in Malmedy dem 42. Kongreß der belgischen Geschichtsvereine vorgetragen. Das gleiche Referat wurde, noch durch weitere Dokumente und Lichtbilder ergänzt, am 21. April 1973 vor dem Aachener Geschichtsverein gehalten. Es erscheint Mitte 1974 unter dem Titel "Grundzüge der sprachlichen Entwicklung im Osten des Herzogtums Limburg" im 2. Band der Annalen des XLII. Kongresses der "Vereinigung der Gesellschaften für Altertumskunde, Geschichte und Volkskunde Belgiens".

5) "Studien zur Dialektgeographie des Kreises Eupen" 1929 (We Eu); "Die Niederfränkischen Mundarten im Nordosten der Provinz Lüttich" 1933 (abgekürzt We No); "Die Mundarten des Aachener Landes als Mittler zwischen Rhein und Maas" 1938 (We Aa).

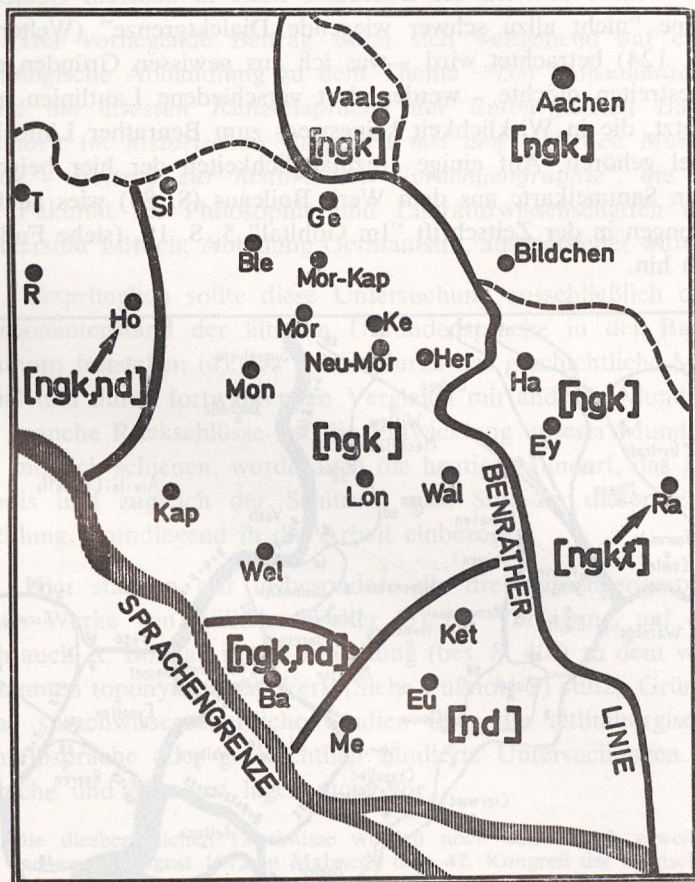
Was die Lautverschiebung in unserem Raum betrifft, auf die wir in einem weiteren Beitrag näher eingehen werden, sind die oben erwähnten Werke äußerst schematisch. Sie beschränken sich darauf, die sog. "hochdeutschen Vorstöße" "ich, auch ... -lich" zu situieren und ein paar "entlehnte Kulturwörter" anzuführen.

Aber obschon die Benrather Linie in unserem Gebiet als eine "nicht allzu schwer wiegende Dialektgrenze" (Welter Eu S. 124) betrachtet wird - was ich aus gewissen Gründen nicht bestreiten möchte - werden dort verschiedene Lautlinien angesetzt, die in Wirklichkeit keineswegs zum Benrather Linienbündel gehören. Auf einige Unzulänglichkeiten der hier beigelegten Sammelkarte aus dem Werk Boileaus (S. 83) wies auch R. Jongen in der Zeitschrift "Im Göhlthal" 5, S. 10, (siehe Fußnote 2) hin.



Nachstehend die Ergebnisse meiner lautgeographischen Untersuchungen. Die entsprechenden Karten zeigen die Linien 7, 8 und 11 der Karte Boileaus in ihrer richtigen Lagerung sowie zwei weitere wichtige lautliche Phänomene.

- 1) Die **Velarisierung**, d.h. Aussprache /-ngk/ statt /-nd/ nach **palatalem Selbstlaut** (Linie Boi 11) in "Kind, Wind ..."
 (6) reicht nicht nur "kaum über die Benrather Linie hinaus"



1. Velarisierung von -nd nach i, e

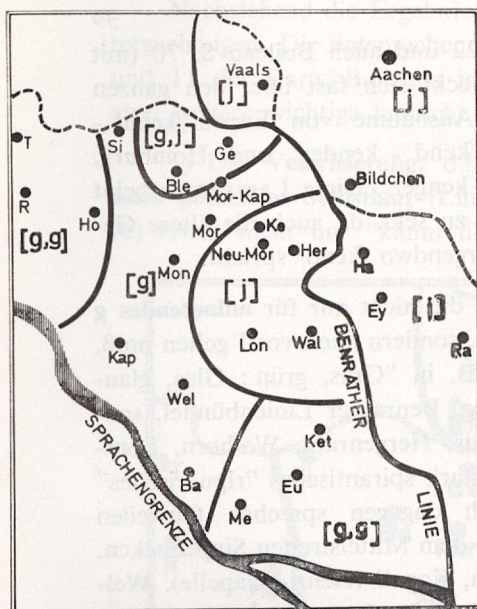
- 6) Nach Welter No lautet Raeren /kengt - kengder/. Heute hat sich auch hier die Einzahl /kengk/ durchgesetzt, während die Mehrzahl /kengder/ ihre besondere Stellung im limburgischen Raum bewahrt. Für "Wind", "blind" begegnet gelegentlich, besonders bei der älteren Generation (auch in Walhorn), /wengkt/, /blengkt/. Nach velarem Vokal (a, o, u) wird die Velarisierung in Altlimburg nur in Raeren vollzogen: "Hand" /hangk(t)/. (In Kelmis fand sich vereinzelt /rangk/ "Rand"). Die Endung /t/ scheint also in den meisten Stellen und Lautkombinationen zu schwinden.

wie Welter No S. 113, Karte 22 und auch Boileau S. 70 (mit Bedenken) annehmen. Sie erstreckt sich fast über den ganzen altlimburgischen Bereich mit Ausnahme von Eupen /keind - keinder/, Kettenis, Membach /kend - kender/ und Homburg, Baelen /kênd/ daneben /kengk - kenger/. Diese Lagerung scheint übrigens nicht neueren Datums zu sein, da auch die ältere Generation im restlichen Gebiet nirgendwo /kend/ spricht.

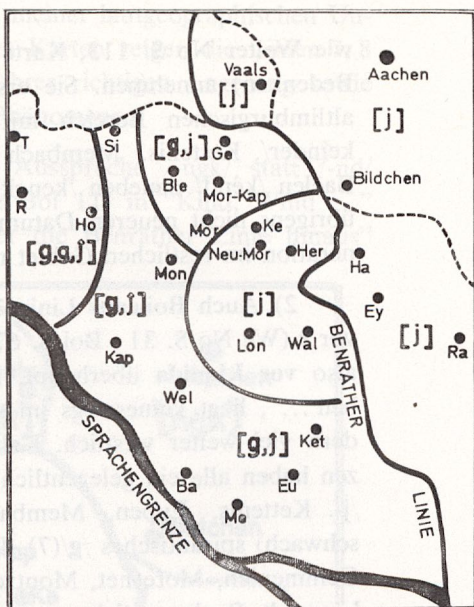
2) Auch Boileaus Linie 7, die nicht nur für **anlautendes g** vor r (We No S. 31 ; Boi S. 67), sondern auch vor l gelten muß, also **vor Liquida** überhaupt, z.B. in "Gras, grün ; Glas, glauben ...", liegt keineswegs im sog. Benrather Linienbündel, sondern viel weiter westlich. Kelmis, Hergenrath, Walhorn, Lontzen haben alle ein gelegentlich stark spirantisches "ripuarisches" /j/. Kettenis, Eupen, Membach dagegen sprechen (zuweilen schwach) spirantisches /g/(7). In dem Mittelstreifen Sippenaeken, Gemmenich, Moresnet, Montzen, Kapell (Henri-Chapelle), Welkenraedt, Baelen spricht man jedoch durchweg einen velaren Verschlußlaut ähnlich wie im Hochdeutschen (daneben in Gemmenich, Bleyberg seltener j). Homburg schwankt anscheinend zwischen dem spirantischen /g/ und diesem Verschlußlaut (Auch in Teuven, Remersdaal scheint diese Schwankung noch zu bestehen). Die relativ große Einheitlichkeit bei den jüngeren und älteren Mundartsprechern weist auch hier auf eine schon überlieferte Sprechgewohnheit.

3) **Im Anlaut vor Vokal** (Boi Linie 8) herrscht die Spirans /g/, wenn zuweilen auch schwach, in Eupen und Sippenaeken (wie auch im Vurgebiet). Der /j/-Anlaut scheint sich seit Welters Untersuchungen, deren Richtigkeit in diesem Punkt auch Boileau anzweifelt (S. 67), noch immer weiter nach Westen auszudehnen. Wir finden ihn heute schon in Homburg (wohl von Fall zu Fall wechselnd) neben /g/ und /g/; z.B. "gehen" /gue, jue, gue/. In Gemmenich, Bleyberg, Moresnet, Montzen, Kapell, Welkenraedt, Baelen, Membach, Eupen, Kettenis hört man /g/ hauptsächlich noch bei der älteren Generation (in Baelen,

7) In Eupen begegnet gelegentlich, besonders vor r im betonten Anlaut, auch der Verschlußlaut /g/. Diese stimmhafte Spirans (siehe auch Nr. 3: Anlaut vor Vokal) wird nach Westen hin immer stärker gerieben und weiter am Hintergaumen artikuliert. Sie gleicht dort dem niederländischen Laut in "groen, gaan" usw.



2. Anlaut g- vor r, l



3. Anlaut -g vor Selbstlauten

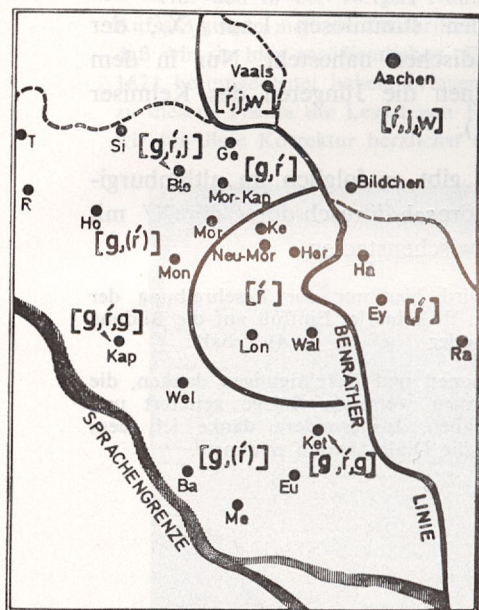
Kapell, daneben auch wieder /g/). In all diesen Ortschaften - außer in Gemmenich, Moresnet und Bleyberg mit ripuarischem /j/- sprechen die Jüngerer meist ein spirantisches j, das Boileau /j/ darstellt. Meines Erachtens hängt der Grad der Behauchung des /j/ vom jeweiligen Lautkontext ab.

4) Im Wortinnern **nach velarem Vokal** (sonst /j/) wird das **intervokalische -g-**, wie meist auch in Aachen, im Osten unseres Gebiets ungefähr wie unser nur schwach vibrierendes, behauchtes Zäpfchen-r angesetzt. (8). Als phonetisches Zeichen möchte ich daher /r'/ vorschlagen.

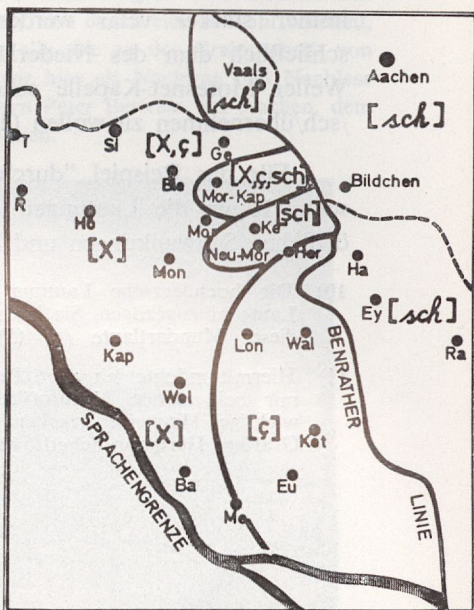
In und westlich von Moresnet, Gemmenich, Bleyberg, Montzen begegnet besonders bei den älteren Sprechern vorzugsweise eine nach Westen immer stärker werdende velare oder postvelare Spirans, ähnlich wie im Niederländischen. Doch fand sich, wie weiter östlich z.B. in Aachen, in Bleyberg auch vereinzelt /j/, so daß beispielsweise für "tragen" /drâ'r'e, drâje, drâje/ nebeneinanderstehen können.

8) Ähnliche Feststellungen machten für ihr Gebiet F. Münch "Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart" Bonn, 1904, S. 35 und A. Bertrang "Grammatik der Areler Mundart" Brüssel, 1921, S. 34.

Auch die südlichen Ortschaften Eupen, Membach, Baelen, Welkenraedt haben vorwiegend spirantisches /g/. In Kapell und Kettenis wurde daneben gelegentlich auch wieder der Verschlußlaut /g/ registriert. Die Lautung /hueder/ neben /huejer/ u.a. in Hergenrath, Kelmis läßt vielleicht auch hier auf ein älteres /hueger/ schließen.



4. Intervokalisches -g- nach a, o, u



5. Auslaut -ch, -g nach i, e

5) Bei -g und -ch im **Auslaut**, die bei uns zusammenfallen, teilt sich für die Aussprache **nach palatalem Vokal und Liquida** der altlimburgische Raum in vier Lautungsgebiete auf (9).

Hauset, Eynatten, Raeren sprechen durchweg wie Aachen /sch/, ein ungerundetes /sch/, bei dem die Luft unter der leicht gehobenen Zungenspitze beim Ausströmen gegen die Unterzähne stößt.

- 9) Die Auffassung Boileaus (S. 68), daß in unserem Raum westlich der Benrather Linie Ich- und Ach-Laut zusammenfallen sollen, läßt sich m. E. höchstens (und wohl auch dort nicht in allen Fällen) für die westlichsten altlimburgischen Orte Sippenaeken, Homburg, Kapell, Welkenraedt, Baelen aufrecht erhalten, wo das postpalatale Auslaut -ch (und -g) oft weit am Hintergaumen artikuliert wird, während der Ach-Laut etwas weiter vorne liegt als allgemein üblich.

In Kelmis, Neu-Moresnet und z. T. Hergenrath wird praktisch gerundetes /sch/ gesprochen.

In Hergenrath (neben /sch/), Walhorn, Lontzen, Kettenis, Eupen findet sich stattdessen ein palataler Laut, der dem hochdeutschen "Ich-Laut" /ç/ sehr ähnlich ist (10).

Die westlicheren Ortschaften sprechen einen zur Vur hin immer stärker velar werdenden stimmlosen Laut /X/, der schließlich dem des Niederländischen nahesteht. Nur in dem Weiler Moresnet-Kapelle scheinen die Jüngerer das Kelmiser /sch/übernehmen zu wollen (11).

Für das Beispiel "durch" gibt es folglich im altlimburgischen Raum die Lautungen /döresch/döresch/döreq/döreX/ mit örtlichen Schwankungen und Zwischenstadien.

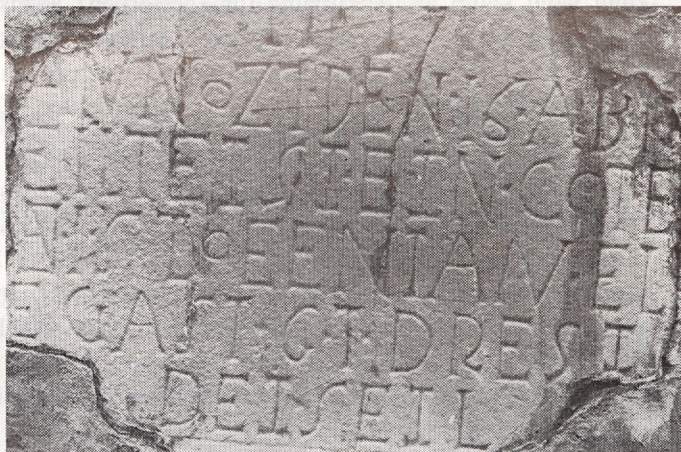
- 10) Die hochdeutsche Lautung wird hier nur zur Beschreibung der Laute hinzugezogen. Sie hat m. E. keinerlei Einfluß auf die Bildung dieser Mundartlaute /ç/ (5) oder /g/ (2, 3, 4) gehabt.
- 11) Hiermit möchte ich allen Personen und Vereinigungen danken, die mir bei meinen Nachforschungen wertvolle Belege geliefert und wichtige Hinweise gegeben haben. Insbesondere danke ich dem Grafiker Hermann Scheiff, der die Dialektkarten zeichnete.

Die Grabsteine des 17. und 18. Jh. auf dem Hergenrather Friedhof

Ein Nachtrag

von Alfred Bertha

Auf den in der vorigen Nummer unter obigem Titel erschienenen Aufsatz gingen mehrere Zuschriften ein, von denen eine es wohl verdient, daß wir sie hier veröffentlichen. Für alle, die an der Grabinschrift von 1621 herumgedeutet haben, bringen wir hier als Nachtrag und Nachlese zu diesem Thema die Lesart von Herrn Peter Bertram aus Aachen, dem wir für diese Korrektur herzlichst danken.



I H S

ANNO 27 DEN 16 ABR

EILIE IST EIN GOT E

NTSLOFEN IAN EL

EGAST G T DREST

DEI SEIL

Hier die Begründung dieser Lesart :

1. Allgemeines

- 1.1 Vergleicht man die 2. Zahl in der Jahreszahl des Steins mit der "1" im Tagesdatum "16", so muß man feststellen,

daß beide nicht identisch sind. Während der obere Abschlußstrich in der zweitgenannten Ziffer über den senkrechten Strich an beiden Seiten gleich weit hinausragt, ragt der Kopfstrich bei der zweiten Ziffer der Jahreszahl nur nach links (heraldisch rechts) hinüber. Die Jahreszahl bedeutet meiner Ansicht nach nicht "21", sondern "27".

- 1.2 Der Text der Kreuzinschrift ist bis zum Ende der zweiten Zeile folgerichtig aufgebaut, dann allerdings fehlt ein Abschluß durch ein Zeitwort wie "gestorben" oder "entschlafen", wie bereits in Ihrer Arbeit festgestellt wurde.

Der Buchstabe "E" hinter "Got" am Ende der ersten Zeile kann wohl kaum als Abkürzung für "gestorben" anzusehen sein, wohl ist bei etwas Großzügigkeit mit der Kunst des Steinmetzen aus dem "E" und folgenden Buchstaben das Wort "ENTSLOFEN" zu lesen (Siehe weiter unter 2.2 bis 2.9).

- 1.3 Verwunderlich wäre es auch, wenn der Steinmetz das Lebensalter des Verstorbenen als Kombination aus Zahlen und Buchstaben eingeschlagen hätte ("20 EEN"), wozu er Platz für 5 Zeichen brauchte, obwohl er mit 2 Zeichen, nämlich den Ziffern für die Zahl 21, ausgekommen wäre. Auch die Kombination aus lateinischen und deutschen Worten wäre ungewöhnlich. Sie kommt z. B. bei keinem anderen Hergenrather Kreuz vor.

2. Besonderheiten

2.1 Das Wort April

Der Steinmetz setzte im gesamten Text des Steines für I wie auch für T das gleiche Zeichen, nämlich "I". Ich bin deshalb der Meinung, daß das von Ihnen am Ende des Wortes "Abreil.." gelesene "T" kein T, sondern ein I wiedergeben soll, weshalb das strittige Wort "ABREILI." zu lesen ist.

Fraglich ist dann allerdings, ob der Buchstabe "E" zum Monatsnamen oder aber zum nächsten Wort "ist" gehört, weil

die Worte nicht durch Punkte getrennt sind, wie dies fast bei allen anderen Worten der Fall ist.

- 2.2 Das E am Ende der zweiten Textzeile ist m. E. der Anlaut des Wortes "ENTSLOFEN" und gehört nicht zu "GOT", wie bereits unter 1.2 erwähnt.
- 2.3 Als erster Buchstabe der 3. Zeile steht ein N, das allerdings durch einen waagerechten Querstrich zwischen dem ersten Auf- und dem Abstrich wie ein A wirkt und das oben und unten ebenfalls durch einen waagerechten Querstrich abgeschlossen ist.

Ein Vergleich mit den Buchstaben A im Text ergibt, daß diese immer erheblich breiter sind und nie mit anderen Buchstaben zusammengezogen wurden.
- 2.4 Der folgende Buchstabe könnte sowohl ein T wie ein I sein (siehe unter 2.1), wobei ich ein T unterstelle.
- 2.5 Der dritte Buchstaben der genannten Zeile dürfte ganz klar ein S sein,
- 2.6 welchem ein L nachgestellt ist. Der Kopfstrich dieses L ist allerdings im Gegensatz zu anderen L des Textes erheblich weiter nach links und rechts hinübergezogen. Die Ähnlichkeit des Buchstabens mit L ist wohl in jedem Falle größer als mit der Zahl 2 (Siehe in der Jahreszahl), bei welcher der Mittelstrich von links unten diagonal nach rechts oben führt, was bei unserem besprochenen L nicht der Fall ist.
- 2.7 Soll das besprochene Wort "ENTSLOFEN" gelesen werden, so fehlt für unser heutiges Schreibgefühl nun zwischen dem S und dem L das CH. Dazu wäre zu sagen, daß im niederdeutschen Sprachraum in der fraglichen Zeit (etwa 17. Jh.) zumindest das H im SCH oft wegfiel (Siehe in Ihrer Arbeit z. B. S. 45, Kreuz von 1663, "Werner Francois Scpen ...").

In der heutigen niederländischen Schrift sind fast alle Worte, die im Anlaut wie SCHL gesprochen werden, nur mit SL geschrieben, z. B. "slapen, slecht, slepen" usw. Das Fehlen

des CH in "ENTSLOFEN" ist m. E. aus dem Gesagten zu erklären.

2.8 Ein Fehler des Steinmetzen ist im nächsten Buchstaben zu unterstellen. Dieser müßte ein F sein, um in "ENTSLOFEN" zu passen, jedoch ist zweifelsfrei ein E wiedergegeben. Da der Unterschied allein im Unterstrich des Buchstabens liegt, kann man den Fehler unserem Steinmetzen durchaus zutrauen.

2.9 Verwunderlich ist allerdings, daß hinter den beiden ersten Buchstaben der 3. Zeile (nach meiner Auslegung N und T) je ein "Punkt" eingeschlagen wurde, der üblicherweise sonst nur Worte oder Abkürzungen im Text voneinander trennt (Siehe den Text des Kreuzes).

2.0 Der Vornamen des Verstorbenen ist m. E. zweifelsfrei als JAN mit einem A zu lesen, da der auf A folgende Buchstabe N ganz klar wiedergegeben ist und der angedeutete waagerechte Querstrich zwischen dem ersten Auf- und dem Abstrich wohl auf die Beschaffenheit des Steines zurückzuführen ist.

Friedhof von Hergenrath

von Leonie Wichert-Schmetz

Friedhof im Dorf, Ort meiner Toten,
Zwei Stufen über den Weg, der nach Altenberg führt,
Die Todesernte von vierhundert Jahren,
Darunter ein halbes Hundert der Sippe.
So wenig Raum nehmt ihr ein,
Unter der rotbraunen Erde begraben,
Mit steinernen Kreuzen beschwert,
Mit Blumen bedeckt und mit Efeugeranke.
Als ich ein Kind war, kannt ich euch gut,
Nahm Moos und Flechten von euren Steinen,
Um eure Namen besser zu lesen.
Oft war ich hier mit meinen kleineren Schwestern,
Denn ich wohnte nicht fern, im Grunde zur Geul hin.
Nun suche ich eure Kreuze vergebens.
Nur zwei jüngere Glieder der Sippe find ich noch hier,
Alle anderen mußten vor späteren Toten weichen.



Auch der steinerne Engel, der auf Großvaters Grab stand,
Findet sich jetzt an anderer Stelle und segnet die Toten alle
mit verwitterten Händen,
Aber die Inschrift verschwand, die den Namen
von Vaters Vater verkündet.

Vater und Mutter sind nicht mehr dort, wo sie schliefen,
 Als ich heranwuchs,
 Tiefer gedrückt in den Schoß der Erde
 Von immer neu vergrabenen Särgen. -
 Wißt ihr noch, wenn ihr umgingt
 Nah euren Gräbern ?
 Wie ich dann rannte und floh in die schützende Helle
 Des Hauses zu meinen Schwestern ?
 Sprünge machte ich da, so groß und so weit,
 Wie sie mir lange schon nicht mehr gelungen.
 In der Angst fühlt' ich mich dennoch getragen.
 Was hatt' ich denn auch zu fürchten ?
 Waret ihr mir doch so freundlich gesinnt
 Wie sonst keiner. - Oft bracht' ich euch Blumen,
 Die ich im Garten gesäet und gezogen.
 Heute fürchte ich mich nicht, nah meinen Toten.
 Ihr seid so bescheiden, braucht so wenig Erde für euch
 Und übt euch im Schweigen. -
 Fern von euch, fern von der Heimat,
 Wird' ich einmal, wie ihr, die Erde bewohnen
 Und warten bis zu dem Tag, wenn Posaunen erklingen,
 Die alle wiedererwecken, die die Erde einst trug,
 Dann verschlang und bewahret. -
 Wenn die Zeit einst stillsteht, wird der Raum keine Schranke mehr haben,
 Werde ich euch sehen, Ahnen von Hergenrath,
 Von dem kleinen Friedhof der Heimat.

Die Verschwörung im «Roten Busch» zu Remersdael i. J. 1799

oder

Eine Episode aus dem limburgischen Bauernkrieg

von Albert Stassen

1. Die Lage im ehemaligen Herzogtum Limburg nach dem Ende des "Ancien Régime"

Im September 1794 wurden die Österreicher endgültig durch die Franzosen aus unserer Gegend verjagt. Der letzte Kampf fand in Clermont-Thimister am 29. September 1794 statt. Mit dem Ende der österreichischen Regierung geschah aber mehr als ein einfacher Machtwechsel. Die Franzosenherrschaft leitete eine neue Epoche der Zeitgeschichte ein. Der Umsturz war diesmal tiefgreifender als alle bisherigen. Neu war besonders die Art, wie nunmehr regiert wurde. Der Adel verlor seine Privilegien und ein riesiger Verwaltungsapparat wurde auf allen Ebenen, der kommunalen, kantonalen und departementalen, aufgebaut. Dabei war die Schaffung von Départements gewiß die wichtigste verwaltungsmäßige Neuerung, weil deren Grenzen nicht mit denen der alten Provinzen übereinstimmten.

So wurde das Herzogtum Limburg, dem wir angehörten, in zwei gerissen: der südliche Teil kam 1794 zum Département der Ourthe mit Lüttich als Hauptstadt. Dem gleichen Département wurde ein großer Teil des Lütticher Fürstbistums angegliedert, ebenso das Gebiet der ehemaligen Abtei - Stablo - Malmedy und weite Teile des ehemaligen Herzogtums Luxemburg (die Gegend von St.Vith, Bütgenbach, Schleiden und Kronenburg). Ohne Rücksicht auf Bindungen oder Gegensätze aller Art, setzten die Franzosen diese neuen Verwaltungsstrukturen ein. Es scherte sie wenig, daß seit jeher zwischen den Limburgern und den Lüttichern das Verhältnis alles andere als herzlich gewesen war.

Soweit für den südlichen Teil Limburgs. Was den Norden angeht, so wird er zum Département der Untermaas geschlagen (Valkenburg, Herzogenrath/Rolduc). Damals also wurde die spätere Landesgrenze zwischen Belgien und den Niederlanden

vorweggenommen. Denn eine politische Rechtfertigung dieser Grenzen gibt es nicht, erst recht keine kulturelle. Die Bevölkerung von Noorbeek und St.Martens Voeren, von Epen und Sippenaeken, von Vaals und Gemmenich gehört zum selben Menschenschlag und spricht dieselbe Sprache. Doch muß hier noch gesagt werden, daß zu Anfang der Franzosenzeit die Orte Noorbeek und Meehr zum Kanton Aubel gehörten. Sie kamen erst 1795 zum Departement der "Basse Meuse".

Zum Kanton Aubel gehörten die Gemeinden Aubel (3.005 Ew.), Clermont (2.142 Ew.), Homburg mit Remersdael (1.640 Ew.), Teuven mit Sippenaeken (697 Ew.), St. Martens Voeren (962 Ew.), St. Pieters Voeren (457 Ew.), Julémont (310 Ew.) und Neuchâteau - Wodémont (902 Ew.).

Die Gemeinden Gemmenich, Montzen und Moresnet gehörten damals zum Kanton Walhorn, der bis 1802 bestand, dann aber im größeren Kanton Eupen aufging.

In den Archiven lagern große Mengen von Unterlagen über all diese Gemeinden. Teils sind die Akten in "Brabantisch" = Flämisch abgefaßt, teils in Französisch. In Montzen bediente man sich z.B. des Brabantischen, in Noorbeek aber beherrschte der Gemeindesekretär die Sprache der Eroberer. Der aufwendige Verwaltungsapparat brauchte Beamte. Die Regierung fand aber nicht überall bei der Bevölkerung Leute, die gewillt waren, in ihren Dienst zu treten. So war es z.B. in Aubel, wo keine "Französlinge" zu finden waren. Daraufhin wandte man sich an die ehemaligen österreichischen Beamten, doch diese nahmen das Angebot nicht an. Die Verwaltung war lahmgelegt. Dann aber kamen wallonische Beamte und unter ihnen der Kommissar Duddillon, der sehr schnell den Haß der Bevölkerung auf sich zog.

Aubel spielte damals als Kantonshauptstadt und Markt eine wichtige Rolle. Jeden Montag zählte dieser Markt 5 bis 6.000 Besucher. Aus Aachen, Maastricht, Lüttich und Verviers kamen Käufer und Verkäufer. Wenn nun eine plötzliche Preissteigerung eintrat, lief das Volk zum Kommissar, der dann die Preise festsetzte. Die Kantonalhauptstadt war also ein wichtiges Zentrum für den Handel. Manche Dörfer des Kantons zählten damals bedeutend mehr Einwohner als heute. So Clermont, das von 2.242 Seelen auf heute nur 1.300 zurückgegangen ist.

Die Steuern und Abgaben nahmen unter den Franzosen immer zu. Das Volk mußte große Opfer auf sich nehmen, um die republikanischen Kriege zu finanzieren. St. Pieters Voeren, das vor 1794 den Deutschordensrittern gehört hatte und keine Steuern hatte zahlen müssen, wurde wie die anderen Orte geschröpft. Das Volk begann zu murren

2. Von der Anhänglichkeit an die Österreicher

Die Treue zu Österreich war nicht nur bei den Pfarrern, sondern beim ganzen Volk tief verwurzelt. Wir haben gesehen, daß die Beamten sich erst geweigert haben, in französische Dienste zu treten; als sie es schließlich doch taten, geschah es nicht aus Anhänglichkeit an Frankreich, sondern um soviel wie möglich ihren Mitmenschen helfen zu können. Die Bevölkerung glaubte noch mit Sicherheit an die Rückkehr der Österreicher. Sie durfte auch so lange hoffen, wie die Franzosen hier ein Besatzungsregime aufrecht erhielten und wie keine internationalen Verträge ihre Herrschaft über unser Gebiet für rechtmäßig erklärt hatten.

Dudillon selbst war überzeugt, daß die Rückkehr der Österreicher eine nicht auszuschlagende Eventualität darstellte. Er schreibt am 30. Vendémiaire des Jahres 7 (= 30. Okt. 1798); "Ces déserteurs des cantons flamands (das sind wir!) vont grossir l'armée ennemie. Ils ont ici une haine contre tout ce qui porte le nom de français. D'où vient le désir de préférer le service impérial ... Or, dans trois mois nous devons danser "l'allemande" et c'est pour raccourcir encore ce terme trop long qu'ils vont se joindre aux ennemis pour encore précipiter le mouvement".

Man muß hier bemerken, daß seit 1794 viele junge Leute aus unserer Gegend auf Seiten der Österreicher kämpften.

In 's Gravenvoeren hatte man "Vive l'empereur, vive les Brabançons!" gerufen. Das war eine Anspielung auf den Bauernkrieg, der in Brabant begonnen hatte.

Dudillon wußte, mit welcher Art von Leuten er zu tun hatte. Er schreibt: "Protégés par la Maison d'Autriche, ces agents municipaux ont fait bien du mal dans la commune et seront sans doute des gens gagnés, non instruits, royalistes certainement,

car il n'en existent pas d'autres dans ce canton ..."

In solcher Umgebung wollte Dudillon nicht bleiben. Die gewünschte Versetzung erhielt er mit der Verwaltung des Kantons Herve. Sein Nachfolger in Aubel wurde Joris. Alle Beamten hatten den Haß auf das Königtum verweigert. In jedem Dorfe wurde ein Freiheitsbaum gepflanzt. Den in St. Martens Voeren errichteten fand man am folgenden Morgen im Dreck liegend und in drei Stücke zersägt. Der ihn gepflanzt hatte, lag in seinem Hause krumm und lahm geschlagen. Dies geschah am 29. Juli 1796. Auch in den anderen Dörfern kamen die Freiheitsbäume auf geheimnisvolle Weise zu Fall.

Die neue Regierung führte auch neue Feste ein, so das "Bauernfest" (fête aux agriculteurs). Während Dudillon noch in Aubel waltete, wurde dieses Fest zum ersten Mal dort gefeiert. Kommissar Dudillon mußte den Abgesandten der Lütticher Regierung empfangen. Nach dem Fest schreibt er folgenden Bericht an die Lütticher Behörde: "La commission a fait plus qu'on aurait osé espérer; je veux dire qu'elle est parvenue à posséder quelque trois ou quatre habitants d'Aubel qui sont venus fraterniser ... chose incroyable surtout quand vous saurez que dans la nuit même du 9 au 10 messidor, des scélérats ont osé déchirer et fouler aux pieds tous les actes des autorités constituées".

Die für die Feier benötigten Musiker hatte Dudillon aus Lüttich kommen lassen müssen. Nicht weil in Aubel keine Musikannten zu finden gewesen wären ...

Die Unsicherheit auf den Straßen war in jenen Jahren groß. Seit 1793 bestanden mehrere Banden von Straßenräubern, die auch abgelegene Gehöfte anfielen und plünderten. Dabei wurden oft die Besitzer grausam gefoltert. Der am meisten bekannte Überfall im Herver Land ist wohl der auf das Klostersgut Bolland im Jahre 1796. Eine Bande von etwa 80 bis 100 Räubern hauste seit 1793 in einer Höhle im "Roten Busch" bei Remersdael. Ihre Methode, die Leute zur Herausgabe des Geldes zu bewegen: sie hielten ihnen Feuer an die Füße. Dann dauerte es selten lange, bis das Geld versteckt gezeigt wurde. Man nannte diese Bande folgerichtig "chaffeurs". Die Regierung war machtlos.

3. Ursache und Ursprung der Verschwörung von 1799

Die Gesetze des Direktoriums stießen bei der Bevölkerung auf wenig Gegenliebe. Steuern und Kriegsabgaben preßten das Letzte aus ihr heraus. Armut und Elend sind das tägliche Brot in unserer Gegend, wo viele Familien mehr als zehn Kinder zählen. Wenigstens frieren möchte man nicht. Also besorgt man sich unerlaubterweise Holz im Walde, wogegen die Gemeindeverwaltungen nichts unternehmen können.

Dudillon wollte der Wegelagerer und der Waldfrevler dadurch Herr werden, daß er an staatstreue Leute Waffen abgeben ließ. Doch blieb die Furcht, diese Waffen könnten sich gegen die Franzosen selber richten.

Die Fremden taten nichts, um die Bevölkerung zu gewinnen. Ihre Überheblichkeit, ihre Verachtung der Sprache des hiesigen Volkes und ihre Steuerpolitik machten sie verhaßt. Es ist nicht uninteressant, die geographische Ausdehnung des Bauernkrieges in diesem Zusammenhang zu untersuchen. Er hatte nur Erfolg in der niederländischen und deutschsprachigen Gegend. Und hier müssen wir noch einschränken: es sind die Grenzzonen zum romanischen Sprachgebiet, die betroffen wurden. Der Aufstand fing nämlich ungefähr zur gleichen Zeit in Brabant und in Luxemburg an. Über Tienen, Landen, St.Truiden, Tongeren von der einen Seite und Clerf, Weiswampach, Reuland, Bütgenbach, Weismes von der anderen, erreichte der Aufstand unser Gebiet, die Kantone Eupen, Aubel, Walhorn, Wittem und Dalhem. Doch waren es keine Aufwiegler aus dem Norden oder Süden, die bei uns das Feuer schürten, nein, es war unsere einheimische Bevölkerung, die sich gegen die Franzosen erhob.

Für die Sprache des Volkes hatten die neuen Herren nichts als Verachtung übrig. So beschwert sich Dudillon über die "opiniâtreté des agents municipaux à jargonner le »flamand« en pleine séance malgré mes invitations à se servir du langage adopté..." Auch sagt er dem Limburger nach, er lasse sich nicht bezwingen. "Limburger" nennt er diejenigen, die sich der Mundart bedienen. Es ist nicht möglich, vaterländische Gesinnung zu haben, wenn man limburgisch spricht, so Dudillon!

Als dann im September 1798 der allgemeine Militärdienst

zur Pflicht gemacht wurde, lief das Faß über. Die jungen Leute gehen in den Untergrund und organisieren den Widerstand ; niemand wollte dem Direktorium dienen. Joris, der neue Kommissar, bedauert, daß die Gemeinden die Standesamtsregister schlecht führen. Jeder weiß warum ...

Am Tage der Aushebung war keine Menschenseele zur Stelle. Zwei Sonderkommissare werden nach Aubel beordert, wo sie einige Wehrdienstverweigerer verhaften. Die anderen hatten sich in den Wald geschlagen und hielten sich dort versteckt.

Auch die Haltung der Kirche gegenüber, die Verfolgung der Eidesverweigerer, die Säkularisation u.s.w. waren Faktoren, die bei der Verschwörung vom "Roten Busch" mitauslösend gewirkt haben. Die Kreuze an den Straßenecken und auf den Kirchhöfen hätten laut Gesetz weggeräumt werden müssen. Und die Pfarrer von Homburg und Sippenaeken -beide nicht vereidigt- predigten öffentlich, daß derjenige, der der Republik diene, ohne Barmherzigkeit verdammt werde. Als "Pulverhehler" verfolgte man den Pfarrer von Homburg.

Kommen wir nun zur eigentlichen Verschwörung.

4. Die Verschwörung, ihr Hergang und ihre Folgen

Am 8. Februar 1799 war der Sonderkommissar Parmentier mit dem Bürgermeister Nicolaye von Aubel in der "Commanderie" von St.Pieters Voeren beim Mittagessen. Nicolaye eröffnete dabei seinem Gegenüber, daß man bei einem gewissen Jacob Smets, der ein abgelegenes Haus in Teuven bewohne, eine Verschwörung plane. Smets war ehemaliger österreichischer Soldat. Auf der Hochebene bei Obsinnich (Remersdael-Teuven) würden sich die Verschwörer -es handelt sich um die wehrunwilligen Rekruten - sammeln. Erstes Opfer seien die Gemeindebeamten Reul aus Teuven und Gregoire aus Homburg, weil sie die Namen der Rekruten angegeben hätten. Nicolaye fügte noch hinzu, daß die Verschworenen anschließend sich nach Aubel begeben wollten.

Parmentier benachrichtigte die Gendarmeriebrigaden von Herve und Henri-Chapelle. Sollte er nun den Anmarsch der Verschwörer in Aubel abwarten oder eine Patrouille nach Re-

mersdael schicken ? Er entschloß sich für Letzteres. Um 22 Uhr setzten sich 20 Gendarmen in Richtung Remersdael in Bewegung. Nach einer halben Stunde schon hatte man "Feindberührung". Es wurde geschossen. Die Vorhut der Verschwörer wurde gefangen genommen und nach Aubel überführt. Doch von Norden strömten sie heran, die Jungen aus Gulpen, Wittem, Epen, Mechelen, Slenaeken. Über Teuven näherten sie sich dem Sammelplatz.

Andere, die aus Voeren, Noorbeek, Meehr, St.Martens und St. Pieters Voeren, kamen über Veurs (St. Martens Voeren). Eine dritte Gruppe, die stärkste, kam aus Homburg, Montzen, Sippenaeken, Henri-Chapelle, Lontzen, Walhorn über Ob-sinnich. Auch aus den Dörfern Teuven und Remersdael, in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes, kamen welche.

Die Franzosen griffen erst die aus Richtung Teuven anrückenden Aufständischen an. Diese begriffen erst was geschah, als der Feind vor ihnen stand. Sie hatten nicht im geringsten vermutet, daß ihre Aktion bekannt sein könnte.

Es begann ein Gefecht, das zu Ungunsten der Limburger ausging. Mehrere fielen, die meisten flohen. Nun wandten sich die Franzosen der Gruppe aus dem Voergebiet zu. Wäre diese etwas früher erschienen, der Kampf hätte einen anderen Ausgang genommen. So aber wurden auch diese in die Flucht geschlagen. Die dritte Gruppe, die aus Homburg, Montzen u.s.w. hat sich den Franzosen nicht gestellt.

Über die Zahl der Verschwörer ist man sich nicht einig. Schätzungen gehen von 500 bis 2.000 Mann. Die Franzosen aber waren ... 28 ! Die Brigade von Herve kam zu spät. Für die Franzosen war es ein entscheidender Vorteil, daß sie über moderne Waffen verfügten.

Am folgenden Morgen kam Parmentier in den "Roten Busch" und nach Remersdael. Viele österreichische Waffen, Sensen, Mistgabeln, Rosenkränze und Kreuze wurden auf dem Schlachtfeld gefunden. Nur drei Tote lagen dort (Jacob Smets, der Förster Radermacker aus Homburg und ein Bauer aus Epen). Alle anderen hatten die Leute in der Nacht weggeschafft damit sie nicht erkannt würden.

Die Rosenkränze und Kreuze zeigen, daß die Streiter diesen Kampf als einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen aufgefaßt haben. Fünf Gefangene kamen nach Lüttich ins Gefängnis St. Leonard ; vier davon wurden hingerichtet : Michel aus Sippenaeken, Nyssen aus Homburg, Reep aus Lontzen, Stassen aus Aubel. Der Walhorner Kantonskommissar beteuerte noch immer, daß aus seinem Kanton niemand an der Verschwörung teilgenommen habe. Doch lagen in Lontzen und in Walhorn mehrere Verwundete, die er nicht sah oder besser, nicht sehen wollte...

So endete diese limburgische Episode des Bauernkrieges. Sie war ein Beweis der Solidarität zwischen Nachbarn, die heute getrennt sind, getrennt durch künstliche Staats- und Sprachgrenzen, die alle im alten Herzogtum Limburg nicht bestanden. Dieser Aufstand war das Aufbegehren einer Bevölkerung, die noch in der Geisteswelt des "Ancien Régime" lebte und nicht bereit war, sich einer neuen Regierung zu fügen, die alle feststehende Werte gestürzt hatte.

Quellen : Staatsarchiv Lüttich, Fonds Français, Préfecture d'Aubel.

Minder : Un épisode de la guerre des paysans in Bull. Soc. Verv. Arch., T. 31.

Grondal : Notices historiques sur Remersdael p.62.

Göhltalerinnerungen eines alten Pastors

von J. Olbertz, Pfr. i. R.

Anfang April 1927, eine Woche vor Ostern, kam ich als "neugebackener" Kaplan nach Bleyberg an der Göhl. Die Osterzeit führte mich direkt in die intensive Seelsorgearbeit hinein. Ein ehemaliges Fabrikgebäude diente als Gotteshaus, ungeheizt, wie damals noch manche Kirche. In den 30er Jahren ist die neue, im Stil bemerkenswerte Kirche gebaut worden. Die Pfarre war erst ungefähr 55 Jahre alt; sie bestand (und besteht) aus den Siedlungen und Gehöften rund um das alte Hüttenwerk -daher der Name- und gehört zu drei Gemeinden: Montzen, Homburg und Gemmenich. Es war eine ausgesprochene Arbeiterpfarre. Das Hüttenwerk lag schon etliche Jahre still, und die zugehörige Bleigrube noch länger. Eine kleine Drahtfabrik befand sich in einem der alten Gebäude, Eigentum des letzten Werkdirektors Paquot, der mit Familie und Angehörigen noch ansäßig war.

In dem alten Klösterchen, einem primitiven Gebäude, das die Werkleitung vor vielen Jahren zur Verfügung gestellt hatte, lebten ein paar Schwestern, Franziskanerinnen von der Hl. Familie aus Eupen. Sie leiteten den Kindergarten, pflegten die Kranken und Altersschwachen in der Gemeinde und versorgten Kirche und Sakristei, - ein Segen für die Pfarre.

Mit den Leuten war ich bald gut bekannt. Sie mußten fast alle nach auswärts zur Arbeit fahren: nach Verviers, Welkenraedt, Eupen und in die Kohlengruben des Lütticher Beckens. Die soziale Lage der arbeitenden Bevölkerung war zu der Zeit nicht rosig; sie steckte noch in den Kinderschuhen des allmählichen Aufstiegs. Ich habe noch verschiedene arme Invaliden gekannt, Opfer der harten, ungesunden Hüttenarbeit von ehemals. Die menschliche Verbundenheit durch die plattdeutsche Sprache machte mein Leben und Wirken unter dieser schlichten Bevölkerung immer vertrauter. Zudem hatte ich manche Gelegenheit zur Aushilfe in den umliegenden Pfarreien.

Diese meine erste Kaplanzeit verging schnell. Schon nach 3½ Jahren, im November 1930, mußte ich das Göhlthal verlassen und wurde in die Eifel versetzt: nach Manderfeld und 7 Jahre später nach St.Vith. Inzwischen brach der unselige zweite Welt-

krieg aus mit seinen furchtbaren Leiden und Folgen. Ende 1942 vertauschte ich meinen Wirkungskreis - der letzte war in Sourbrodt - als politischer Gefangener mit der Gefängniszelle und dem K.Z.-Lager : Ein anderes Leben, aber auch eine Lebensschule.

Nach der Rückkehr in die Heimat und nach kurzer Tätigkeit an verschiedenen Stellen berief der Bischof von Lüttich mich als Pastor nach Kelmis. So kam ich nach 15 Jahren wieder ins Göhlthal zurück. Hier habe ich dann den größten Teil meines Priesterlebens, 27 Jahre verbracht. Ich sah aus Kindern, die ich getauft hatte, Erwachsene werden und habe z.T. deren Kinder wieder taufen können. Eine lange Zeit also, und doch ist sie wieder vergangen. Und oft sehe ich im Geiste diese Jahre vorüberziehen mit all ihren Licht- und Schattenseiten und mit der Frage : Wie habe ich die Zeit genutzt ...?

Aller Anfang ist bekanntlich nicht leicht. In der Nachkriegszeit herrschte vielfach Abneigung der Menschen untereinander und eine Art Vergeltungsgeist infolge der unheimlichen politischen Spaltungen während des Krieges. Hier galt es, in Ruhe und Geduld abzubauen, aber auch die christlichen Grundsätze für das Gemeinschaftsleben immer wieder zu betonen. Allmählich glätteten sich die Wogen, die politisch Verhafteten kamen nach und nach zurück, und das Leben wurde mehr und mehr normal. Die wirtschaftliche Lage besserte sich langsam. Da die Gemeinde aus 80-90% Arbeiterfamilien bestand, waren alle auf Arbeitsmöglichkeit angewiesen ; und diese bestand bald zur Genüge. Die meisten gingen nach Verviers und Umgebung zur Arbeit, einige hundert Bergleute in die Kohlengruben von Battice und des Lütticher Beckens ; manche auch nach Welkenraedt-Herbesthal, und eine Reihe war bei der Eisenbahn beschäftigt : in Moresnet, Herbesthal, und nach Wiederherstellung der zerstörten großen Göhlbrücke in Moresnet kamen etliche an den Montzener Bahnhof. Sogar der alte "Berg", die "Vieille Montagne", öffnete zum Teil wieder ihre "Pforten" und beschäftigte ein paar Dutzend Leute zur Ausbeutung der Galmei-Reste in der "Kull". Vom gesundheitlichen Standpunkt aus war das weniger zu begrüßen : der Zinkstaub aus den Verbrennungsöfen verseuchte die Umgegend mit seinem Gift. Fürs Auge schon, glühte abends und nachts der Schlackenberg in gespenstigem Licht. Im

Jahr 1950 beendete der "Berg" endgültig seine Zinkgewinnung. Es blieben nur noch die Aufräumarbeiten übrig. Das Bummelbähnchen Kelmis-Moresnet tat in dieser Zeit einige Jahre noch seinen treuen Dienst, um die Schaffenden nach Moresnet zu bringen und von dort weiter an ihre Arbeitsplätze. Auch diente es dem "Berg" für den Zu- und Abtransport des nötigen Materials. Es war das buchstäbliche Göhlthalbähnchen, mit der weitem Strecke bis Bleyberg.

Für die Verbesserung der sozialen Lage setzte sich besonders stark die christliche Gewerkschaft unter der Leitung von Laurent Fryns und seinen Leuten ein. Sie hat in den folgenden Jahren gute Erfolge erzielen können. Mit der Zeit verlagerten sich die Arbeitsmöglichkeiten und Arbeitsplätze, Durch Schließung der meisten Kohlengruben mußten die Bergleute, soweit sie nicht zu Invaliden erklärt oder pensioniert wurden, sich umschulen lassen und andere Berufe ergreifen. Durch den Verfall der Textil-Industrie in Verviers waren auch dort viele zur Ortsänderung gezwungen und gingen nach Eupen, bzw. in das Eupener Land und allmählich immer mehr nach Aachen zur Arbeit. So ist die Lage heute. In Kelmis selbst gibt es nur ein paar Kleinbetriebe.

Die Zivilgemeinde nahm nach dem Krieg unter der Leitung von Bürgermeister Kofferschlager einen mächtigen Aufschwung. Das ehemalige Schulgebäude in der Kirchstraße wurde ganz renoviert und als Gemeindehaus eingerichtet. Durch den Bau mehrerer Siedlungen und vieler Privathäuser erweiterte der Ort sich ganz gewaltig und wurde zu einer schönen kleinen "Stadt". Das Geschäftsleben blühte immer stärker auf, und so wurde Kelmis mehr und mehr der wirtschaftliche und verkehrsmäßige Mittelpunkt der ganzen Gegend. Seit Jahren ist der öffentliche Verkehr von Buslinien übernommen worden, da die Bahnstrecken Kelmis - Moresnet und Herbesthal - Moresnet - Bleyberg - Aubel aufgehoben wurden.

1960 starb nach längerem Leiden, erst 50 Jahre alt, zum Leidwesen der ganzen Gemeinde, der tatkräftige Bürgermeister P. Kofferschlager. Seine Totenfeier wurde zu einem wahren Staatsbegräbnis, ein Zeichen seiner großen Hochschätzung. Ihm folgte in seinem Amt P. Zimmer, unter dessen Leitung der Aufschwung der Gemeinde weiterging. Er setzte sich u.a. be-

sonders ein für die Erhaltung und Förderung der Muttersprache und des kulturellen Vereinslebens. Nach einigen Jahren wurde er im Bürgermeisteramt abgelöst durch W. Schyns, der ebenso wie P. Kofferschläger zugleich Abgeordneter in der Kammer ist. Auch er wirkt mit Tatkraft für das Wohl der Gemeinde, zu ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt. Gott wolle, daß alles Wirken zum Segen für alle Mitglieder der Großgemeinde Kelmis werden möge !

Wie vielerorts, so wurde auch in Kelmis die Schulfrage zu einem Problem. 7-800 Schulkinder waren zu betreuen. Dank der Gemeinde-Initiative vor dem zweiten Weltkrieg, namentlich des damaligen dynamischen Kaplans Darcis, konnte das imposante Schulgebäude in der Parkstraße erstellt werden, und zwar ganz auf Staatskosten. Es reichte nach dem Krieg bald nicht mehr aus, weil immer mehr Klassen eingerichtet wurden infolge der Verringerung der Kinderzahl in den Klassen, und weil der Staat eine Mittelschule in Kelmis gründete. Bei dieser Gelegenheit wurde im Gemeinderat vereinbart, daß die Primär- oder Grundschule (bis zum 6. Schuljahr einschl.) in der Hand der Gemeinde bleiben sollte, wie bis dahin; die fortbildende Mittelschule wurde staatlich. Der Staat kaufte die Schule an der Parkstraße als Mittelschule, und vom Erlös konnte die Gemeinde das stolze Gebäude am Kirchplatz für ihre Primärschule und den Kindergarten bauen. Das geschah noch unter Bürgermeister Kofferschläger, der den damaligen Kultusminister Harmel persönlich zur Einweihung der neuen Schule einlud. So schien das Schulproblem einigermaßen gelöst, besonders weil an der staatlichen Mittelschule zum guten Teil christliche Lehrpersonen wirkten.

Nach ein paar Jahren wurde das anders. Auf die Eingabe von einigen Unterschriften aus der Gemeinde richtete der Staat, d.h. das sozialistische Unterrichtsministerium, an der Mittelschule Primärklassen ein samt Kindergarten, entgegen den früheren Abmachungen; dasselbe geschah vielerorts in den Ostkantonen, ohne Grund. Damit war das Schulproblem wieder aufgerissen, und eine gewisse Spaltung in der Bevölkerung war die Folge. Wegen der materiellen Vorteile, die die Staatsschulen bieten können (natürlich auf Kosten der Steuerzahler), ließen sich immer mehr Eltern dazu verleiten, ihre Kinder diesen Schu-

len anzuvertrauen. Ich habe öfters darauf hingewiesen, daß die Staatsschulen im Prinzip neutral sind, also keine christliche Erziehung garantieren können; und vom sozialistischen Ministerium her sollen sie das auch nicht. Wenn noch manche christliche Lehrpersonen an der Schule in Kelmis tätig sind, so ist das in der Absicht der obern Schulbehörde eine Duldung und ein Übergang zu unbedingter Neutralität. Man sieht die Entwicklung: immer mehr Staatsschulen im Sinn der Monopolisierung und Neutralisierung des Schulwesens auf lange Sicht. Neutralität in der Erziehung bedeutet aber das Schwinden der christlich-gläubigen Bildung der Jugend. Und darin liegt die große Gefahr für die Zukunft, die leider von vielen Eltern nicht gesehen oder anerkannt wird.

Auf kulturellem Gebiet tat sich manches in Kelmis: Theater, Gesang, Musik, Kino-Forum, Vortragsabende verschiedener Art usw. Besonders seitdem ein kulturelles Komitee in den letzten Jahren gegründet wurde, ist es sehr rege in dieser Hinsicht. Viele Vereine sorgen für ständiges Leben in der Gemeinde: Der "Cercle Musical" als hervorragende musikalische Gruppe; die "Kleinen Kelmiser Sänger", die sich neben dem Kirchenchor mit vielen gesanglichen Leistungen im Laufe von 25 Jahren einen Namen gemacht haben; der Bergmannsverein St. Leonard, der eine starke Tätigkeit entwickelte und eine Reihe von großen internationalen Treffen veranstaltete, und dessen Mitglieder nebenher sich noch als Krankenträger verdient machen. Dazu sorgen die 8 Schützenvereine im Laufe des Jahres für viel Betrieb. Ebenso rührig ist der Sportbund mit seinen verschiedenen Abteilungen und Sportarten.

Wenn man von Kelmis spricht, kann man den Karneval nicht übersehen; es nennt sich mit Stolz eine Hochburg des Karnevals. Als Volksfest ist der Karneval anzuerkennen; nur müßte man sich (wie in vielen anderen Dingen) vor Übertreibung hüten.

Kulturelle Tätigkeit im besten Sinn des Wortes entfaltet natürlich unsere "Vereinigung für Kultur, Heimatkunde und Geschichte im Göhlthal". Ihr wünsche ich, wie allen kulturellen Bestrebungen, ein noch langes erfolgreiches Wirken.

Wir kommen zum Pfarrleben in Kelmis.

Bei meiner Ernennung als Nachfolger von Pastor François Scherrer und meiner Einführung am 16. Dezember 1945, hatte der Ort und die Pfarre nicht ganz 5000 Einwohner. Zwei Kapläne waren schon seit langer Zeit die Gehilfen in der Seelsorge. Schon im Frühjahr 1946 wurde die Gemeinde Neu-Moresnet auf ihren eigenen Wunsch hin zu einer gemeinsamen Pfarrei mit Kelmis verbunden, weil beide ja räumlich eine Einheit bilden. Neu-Moresnet hatte vorher zu Hergenrath gehört. Durch diesen Zusammenschluß und durch das Wachstum beider Gemeinden stieg die Bevölkerungszahl der Pfarre mehr und mehr an, bis sie 1970/71 fast 7000 erreichte. Daß es da nicht an Arbeit und Sorge fehlte, ist leicht einzusehen; natürlich gab's auch viel Freude und Genugtuung. Infolge des einsetzenden Priestermangels wurde Anfangs der 60er Jahre der zweite Kaplan entzogen, trotz der ständigen Vergrößerung der Pfarre. So mußten wir zu zweien tun, was möglich war, hatten aber immer manche Mithilfe aus der Gemeinde. Das religiöse Leben, das nach dem Krieg und seinen Wirren langsam gestiegen war, ließ nachher, wie überall im Wohlstandsleben, wieder merklich nach. Die Beteiligung am Pfarrleben betrug zuletzt, d.h. im Jahr 1972, nur mehr rund 50%. Darf man auf baldigen Aufstieg hoffen?

In den 50er bis Mitte der 60er Jahre war die Pfarre ziemlich kinderreich und kinderfreudig. Wir hatten durchschnittlich 100 bis 110 Taufen im Jahr, doppelt soviel wie Sterbefälle. Dementsprechend gab es jährlich 40 bis 50 Eheschließungen. Dieser natürliche Zuwachs nahm in den letzten Jahren um 20 bis 30% ab. Die große Kinderschar bevölkerte die Schulen immer stärker; und so wurde neben dem allgemeinen Schulproblem auch der schulische Religionsunterricht zu einem Problem. Gott Dank, hatten wir manche Lehrpersonen, die den Religionsunterricht gut und gern gaben. Während das Gros der Kinder und Jugendlichen nach Absolvierung der Primär- und Mittelschulen in den Arbeitsprozeß eintrat, gab es immer mehr Studierende für die verschiedensten Berufe. Auch zum geistlichen Beruf entschlossen sich einige. So wurden während meiner 27-jährigen Tätigkeit 7 Jungmänner zu Priestern geweiht, dagegen traten nur drei Mädchen ins Klosterleben als Krankenschwester ein. Wir hatten die Freude, daß einer der früheren Priester aus

Kelmis zum Missionsbischof von Kindu geweiht wurde, Msgr. Jean Fryns; er war der erste Bischof dieser Diözese im Kongo, starb aber schon nach 7 Jahren, im Juni 1965, als Opfer seines Berufes.

Ein Hochfest im Pfarrleben war die Feier des 100-jährigen Bestehens der Pfarrgemeinde Kelmis, vormals Neutral-Moresnet, im Jahre 1958. Die Jubelfeiern umspannten mehr als das halbe Jahr. Sie begannen mit einer glänzenden akademischen Sitzung am ersten Samstag der Fastenzeit, bei der Bischof Fryns zum ersten Mal erschien und begeistert empfangen wurde. Am folgenden Sonntag zelebrierte er ein feierliches Pontifikalamt in der Pfarrkirche, seiner Taufkirche, zu der er in festlichem Zug geleitet wurde. An allen Sonntagen dieser Fastenzeit ging das "Passio-Christi" Spiel über die Bühne. Im Laufe des Frühjahrs und Sommers fanden verschiedene Festlichkeiten statt, unter denen ein großes internationales Bergmannstreffen, im Beisein unseres Diözesanbischofs Mgr. Van Zuylen hervorragte. Den Höhepunkt der Feiern bildete die Jubelprozession am 7. September nachmittags. Ihr voraus ging eine Besinnungswoche für die Pfarrangehörigen. Zu dieser Prozession hatten die einzelnen Straßen herrlichen Festschmuck angelegt. Zwei Prunkwagen wurden erstellt: einer als Sakramentswagen, vom Gewerbeverein gestiftet; der andere zu Ehren der Himmelskönigin, der Patronin der Pfarre (Mariä Himmelfahrt); er war das Werk der Schützenvereine. 15 Schulklassen stellten je ein Geheimnis des Rosenkranzes dar. So zog die Prozession unter gewaltiger Beteiligung durch die meisten Straßen bis auf den fahnergeschmückten Kirchplatz. Hier feierte der Abt von Averbode, unter der Assistenz des Abtes von Valdieu und vieler Priester ein Pontifikalamt. Der Abt von Averbode war geladen, weil die beiden ersten Priester der Pfarre 1858 und in den folgenden Jahren Mönche von Averbode gewesen waren. Der Festtag wurde beschlossen mit einem Abendimbiß für die geladenen Gäste in der Gemeindeschule. Eine letzte akademische Sitzung folgte im Oktober als Abschluß des Jubeljahres.

1965 feierten wir den 100. Jahrestag der Konsekration der Pfarrkirche mit einem Festgottesdienst und besonders festlicher Pfarrprozession.

Das vorerwähnte "Passio-Christi" Spiel, von dem schon im "Göhlthalheft" die Rede war, ist vor dem 2. Weltkrieg auf Anregung und unter der Leitung von Kaplan Darcis und seiner Mitarbeiter als Nachbild der Oberammergauer Passionsspiele ins Leben gerufen worden und wurde vor dem Krieg zweimal aufgeführt. 1950 kam es wieder zu neuem Leben; dann, wie erwähnt, 1958, 1966 und 1973. Jedesmal, an allen Sonntagen der Fastenzeit, begeisterte es tausende Menschen aus nah und fern. Es mußten in jeder Spielperiode noch weitere Aufführungstage eingelegt werden.

Volksmissionen wurden durchgeführt im Jahre 1948, mit nachfolgender Missionserneuerung nach zwei Jahren; dann 1958 die Missionswoche, und 1961 im ganzen Dekanat Montzen, allerdings mit immer weniger Erfolg. Solche Missionen müssen heutzutage in Form von Hausmissionen gestaltet werden, wie es vielfach schon geschieht.

Weitere religiöse und soziale Bildung wird angeboten durch die verschiedenen Pfarrvereine und Bewegungen. Für die Männerwelt bestand aus der Zeit vor dem Krieg der Arbeiterverein, der nach dem Krieg langsam einging und nur in kleinen Gruppen als Werkmannschaft weiterlebt. Die christliche Frauenliga hat Krieg und Nachkriegszeit gut überstanden und übt ihre Tätigkeit weiter aus zum Wohl der Arbeiterwelt. Die Jugendbewegung war vor dem Krieg sehr stark und rührig. Die Arbeiterjugend hatte seiner Zeit in Kelmis die stärkste Landesgruppe. Nach dem Krieg ist sie zahlenmäßig sehr zurückgegangen, hat aber immer weiter gelebt und in kleinen Gruppen von Jungen und Mädchen wirkt sie als christliche Arbeiterjugend (C.A.J.) zur religiösen und sozialen Ermutigung und Bildung der Jugend, und auch natürlich zu gesunder Entspannung.

Neben der C.A.J. besteht für die Jüngeren (von 8 Jahren an) die sog. "Patro-Jugend". Sie ist seit Jahren, dank der dynamischen Führung durch eifrige Kapläne (V. Franssen, H. Thoma und H. Kalpers) und treue Jugendleiter sehr blühend im Gemeinschaftsleben, Spiel und Werk und religiöser Anleitung.

Gruppenstunden religiöser und kultureller Art, ebensolche Elternabende und Einkehrtage sind Versuche zu weiterer und tieferer Besinnung. Hoffentlich wird das alles Segen und einigen

Erfolg haben gegenüber den überstarken, oft entgegengesetzten Einflüssen der heutigen Zeit und Welt.

Die Patronage, 1911 erbaut und finanziert durch den Eifer des damaligen Kaplans Bosch, dient heute noch allen Bewegungen und Veranstaltungen der Pfarrgemeinde als Pfarr- und Jugendheim. In den letzten 12 Jahren hat Kaplan Kalpers als routinierter Bauherr das Heim vielfach renoviert, umgestaltet und erweitert. Dazu ein eigener Saal für die Patro - Jugend, eine moderne Pfarrbibliothek mit einem dahinterliegenden Kulturraum und allem Zubehör sind sein Werk. Er hatte immer die nötigen Mitarbeiter und Beziehungen zu verbilligtem und solidem Bauen.

Die Pfarrkirche, Anfangs der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts im damals üblichen frühgotischen Stil erbaut, erhielt 1951 neuen Innenanstrich und Ausmalung durch Franz Griesenbrock aus Vaals unter Mitarbeit aller Anstreicher aus der Gemeinde. Im Jubeljahr 1958 wurden die z.T. wackelig gewordenen Stühle durch feste Bänke ersetzt, das Werk der Schreinerei Dreessen. Sie waren das Jubelgeschenk der Pfarre an ihr Gotteshaus.

In den folgenden Jahren haben die beiden Zivilgemeinden den Außenbau der Kirche renovieren und in ziegelrot streichen lassen, sodaß sie eine gefälligere Ansicht bekam.

Auf Antrieb von Kaplan Kalpers wurde auch eine neue Heizung in der Kirche angelegt, ebenso eine neue Licht- und Lautsprecheranlage.

Seit langer Zeit war eine neue Orgel fällig, da die alte immer mehr versagte. Nach manchen Überlegungen und Eingaben ist sie von der Firma St. Schumacher aus Eupen erstellt worden. Bei dieser Gelegenheit haben wir ein neues Experiment durchgeführt : nach Zustimmung des Kirchenvorstandes unter der Leitung von J. Jongen bekam die Orgel ihren Platz im Chor der Kirche anstelle des Hauptaltars. Dieser wurde nach der Liturgieerneuerung nicht mehr benutzt und deswegen entfernt ; er war zudem wenig kunstvoll. Ein fester Opfertisch mit der schweren Steinplatte des Hauptaltars wurde zwischen Chor und Kirchenschiff erbaut, nachdem auch die Kommunionbank entfernt wor-

den war. 1967 - 68 sind diese Um- und Neubauten mit der neuen Orgel durchgeführt worden. Letztere hat sich als ein echtes Kunstwerk erwiesen.

Meine Erinnerungen gehen zu Ende. Natürlich gibt's noch vieles, was aus den 27 Jahren in meinen Gedanken nachlebt, nachdem ich die Pfarre Kelmis - Neu-Moresnet im November 1972 verlassen habe, 70 Jahre alt. Für hier sei es genug.

Ich steige von Kelmis hinunter ins schöne Wiesental der Göhl und sehe die altherwürdige St.Rochus - Kapelle, Zeugin vieler Jahre und Ereignisse. Über sie wurde in diesen Heften schon ein paarmal geschrieben. Möge sie in den Kelmisern und Neu-Moresnetern die Ehrfurcht und Liebe zur Heimat und zum Schöpfer dieser Heimat stets wachhalten !

80 Jahre Sankt Leonhard Verein Kelmis

(Fortsetzung)

von Peter Zimmer

Die eindrucksvollen Feierlichkeiten, die aus Anlaß des 80-jährigen Bestehens des St. Leonard Vereins am 4. November 1973 in Kelmis stattfanden, haben den Beweis erbracht, daß in dieser uralten Bergbauortschaft trotz Aussterbens des Bergmannsberufes die Verehrung dieses großen Volksheiligen weiterhin Anklang und Förderer findet.

Angesichts dieser begrüßenswerten Tatsache ist es sicherlich angebracht, nun näher über einige Orte verschiedener Länder zu berichten, über die sich im Laufe der Zeiten der Leonardkult verbreitet, nachdem der Bischof von Limoges, Jourdain de Laron, und der berühmte Chronist Adhémar de Chabannes sich um das Jahr 1028 bemüht hatten, Legende und Wunderwerke des Heiligen niederzuschreiben.

Nicht nur die einfachen Menschen wetteiferten im Laufe der Jahrhunderte in der Verehrung dieses großen Nothelfers, sondern auch jene, welche die höchsten kirchlichen und weltlichen Ämter bekleideten. Dadurch entstanden zahlreiche Wallfahrtsorte; Kirchen und Kapellen wurden ihm geweiht und Klöster, Gerichtsstätten, Gefängnisse, Straßen, Plätze sowie soziale Einrichtungen und Vereine erhielten seinen Namen.

Sankt Leonhard in Inchenhofen

ist ein traditionsreicher, berühmt gewordener deutscher Wallfahrtsort. Er liegt in der Diözese Augsburg. Herzog Ludwig der Strenge schenkte im Jahre 1266 dem von ihm gegründeten Zisterzienserkloster Fürstenfeld die Pfarrei Hollenbach, zu deren Bereich auch der damals aus 5 Bauernhöfen bestehende Ort Inchenhofen gehörte, in dessen Mitte eine Leonhardkapelle stand. Am 18. Januar 1289 wurden dieser Kapelle durch 13 Bischöfe aus Rom Ablässe verliehen. Diese förderten die Wallfahrten so stark, daß man eine neue Kirche bauen mußte, die am 17. Mai 1332 durch den damaligen Weihbischof von Augsburg eingeweiht wurde.

In den Jahren 1451 - 54 leitete der Abt Paul Herzmann erneut einen Kirchenneubau in der heute noch erhaltenen Form in die Wege. 1704 steckten Engländer und Holländer diese Kirche sowie das Kloster in Brand. Durch den Abt Kasimir Kramer wurde sie aber in den Jahren 1705-06 wiederhergestellt und erhielt einen Turm von 72 m Höhe. Sie ist ein Hallenbau der bayerischen Spätgotik, welcher nach 1610 in deutscher Spätrenaissance, 1704 in Barock und nach der Mitte des 18. Jh. in Rokoko ausgeziert worden ist. Die Taufe des hl. Leonhard sowie die 6 Leonhardiwunder von Inchenhofen sind bildlich dargestellt. Eine um 1420 aus Eisen hergestellte Figur des Heiligen, die früher von den Pilgern um den Hochaltar getragen wurde, befindet sich ebenfalls in der Kirche und wird heute noch hochverehrt. Das eigentliche Gnadenbild, den hl. Leonhard mit zwei knieenden Pilgern darstellend, ist der Mittelpunkt des Hauptaltars.

Inchenhofen steht im Range der Wallfahrtsorte an vierter Stelle nach Jerusalem, Rom und Santiago de Compostella. St. Leonard wird dort, nachdem er ursprünglich als der große Helfer in allen Notlagen angerufen wurde, ganz besonders als Bauern- und Viehpatron verehrt. In einem alten Mirakelbuch aus dem Jahre 1346 sind viele wunderbare Geschehnisse rühmend erwähnt. Kurfürst Maximilian I. opferte 1631 dort sein eigenes Reitpferd wegen einer Seuche, die in seinem Gestüt ausgebrochen war, und seit dieser Zeit schickte das Kurfürstliche Haus aus Dankbarkeit für erlangte Hilfe alljährlich am 6. Nov. ein junges Pferd als Opfergabe. Aufzeichnungen aus dem Jahre 1775 berichten, daß 130 Wallfahrtsprozessionen nach Inchenhofen kamen, und auch heute noch pilgern viele Gemeinden dorthin. Schon am Vorabend des Leonhardifestes eröffnet ein festlicher Gottesdienst mit anschließender Lichterprozession die Feierlichkeiten, deren Höhepunkt am Tage darauf der Leonhardritt mit Pferdesegnung ist, an welchem etwa 150 Pferde, ein dutzend Festwagen, festlich geschmückte Kutschen und Musikkapellen teilnehmen.

Mehr als zehntausend Menschen bewundern diese Kundgebung eines gläubigen Volkes.



Leonhardritt von Inchenhofen

am 4. Nov. 1973 an dem 180 Pferde und 18 - 20.000 Menschen teilnahmen. Bildmitte: Weihbischof Manfred Müller, Augsburg, mit einer Leonhardus - Reliquie.

(Foto: KNA)

Die Tölzer Leonhardifahrt

In Bad Tölz, einem herrlichen gastfreundlichen Kurort Bayerns, wo um das Jahr 1845 Jodquellen entdeckt und 1860 die Jodschwefel-Quellen-Gesellschaft gegründet wurden, veranstaltet man auch alljährlich am 6. November eine Triumphfahrt zu Ehren des Heiligen. Sie steht im Zeichen des Erntedankes und der Bitte um weiteren Schutz für Stall und Hof. Quellenmäßig ist sie bis ins 17. Jh. zurück verfolgbar und hatte den mit einem hochverehrten Kreuz geweihten Höhenberg zum Ziel.

Zur Krönung dieses Berges, der heute Kalvarienberg genannt wird, errichtete man dort 1718 eine Kapelle zu Ehren

der Schmerzhafte Gottesmutter und des hl. Leonhard sowie eine Heilig-Kreuz-Kirche. Die Kapelle wurde im Laufe der Jahre, angeblich als Votivgabe, mit einer aus Stallketten kranker und auf Leonhards Fürbitte geheilter Tiere angefertigten Eisenkette umgürtet. Sie ist das Ziel der Fahrt, die seit 1856 in einer geschlossenen Wallfahrt aus der Stadt zum Kalvarienberg hinauf stattfindet. Zum Unterschied der Ritte, die vielerorts zu Ehren der Pferdepatrone veranstaltet werden, woran nur das männliche Volk teilnimmt, nehmen an der Tölzer Fahrt, die inzwischen weltberühmt geworden ist, gemeinsam Bäuerin und Bauer, Mägde und Knechte sowie andere Männer, Frauen und Kinder teil. In prächtigem Trachtenschmuck sitzen sie auf typischen Truhnenwagen. Diese sogenannten Tafelwagen werden von vier guten Oberländer Gäulen in blitzendem Prunkgeschirr umhüllt von feierlichem Glockengeläut zum Kalvarienberg hinauf gezogen. Zwischen Glockengeläut und dem Klang der Schellen der Viergespanne erklingt das Lied: "Ziehet Rößlein schnell im Lauf wohlgemut den Berg hinauf, denn die schöne fromme Fahrt gilt dem heiligen Leonhard."



Bad Tölz - Leonhardifahrt

Leonhardritt in Bad Tölz

Sankt Leonhard in Frankfurt am Main

Zahlreiche Kirchen hat man diesem heiligen in verschiedenen Ländern gewidmet, so auch die St. Leonhardkirche in Frankfurt a/M., mit deren Bau im Jahre 1220 begonnen wurde. Ursprünglich war sie der Muttergottes und dem hl. Georg geweiht. Als sie aber 1323 eine Reliquie des hl. Leonhard erhielt, machte man diesen bald zum alleinigen Patron der Kirche. Gelegentlich der Besetzung Frankfurts durch französische Revolutionstruppen wurde sie im Jahre 1792 Vorratsmagazin und um 1806 sogar Kriegsgefangenenlager. Sie sollte, nachdem sie durch die Säkularisation Eigentum der Stadt geworden war, abgebrochen werden, dies konnte der damalige Regensburger Erzbischof Karl Theodor von Dalberg verhindern; er ordnete schließlich in den Jahren 1808 - 09 ihre Wiederherstellung an. Weitere Restaurierungen erfolgten in den Jahren 1881 und 1926-27. Im März 1944 erlitt sie durch Bomben schwere Beschädigungen, ihr Wiederaufbau war aber schon im Jahre 1948 beendet.

Sie enthält viele Sehenswürdigkeiten, Werke moderner Kunst und prächtige Glasmalereien sowie einen Antwerpener Marienschnitzaltar von 1480, über dessen Mittelschrein eine Figur des hl. Leonhard steht. Im südlichen Seitenschiff befindet sich eine St. Leonhardkapelle. In der Mitte der äußeren Nordseite ist über einer Steinfigur des Heiligen die Konsole einer ehemaligen Außenkanzel zu sehen, die früher dazu diente, dem Volk die Heiligtümer zu zeigen. Diese Kirche mit ihren Kostbarkeiten zählt zu den beliebtesten Gotteshäusern der Stadt.

Das Sankt Leonhardkloster in Aachen

In Aachen trägt seit 1877 eine Straße und fast genauso lang der anschließende Platz den Namen dieses ehemaligen Klosters, mit dessen Bau die Sepulchriner Chorherren um das Jahr 1144 begonnen haben.

Dasselbe war mit einem kleinen Gasthaus für Pilger verbunden und hatte ursprünglich den Zweck, in Aachen den Kreuzzugsgedanken zu fördern. Zur Zeit der niederländischen Freiheitskämpfe scheint es der Niederlassung der Kreuzbrüder in Slenaken gehört zu haben; es war von einem Priester be-

wohnt, der Jugendunterricht erteilte. 1603 wurde es für kurze Zeit Besitz der Aachener Jesuiten und später Eigentum der Kreuzherren von Dalheim, deren Prior es für 2.500 Gulden an die Schwestern vom hl. Grabe in Visé verkaufte. Vier Schwestern dieses Ordens nahmen am 20. August 1626 an St. Leonhard eine segensreiche Tätigkeit auf. Am 9. Oktober 1634 brannte es bis auf die nackten Mauern ab. Eine Sammlung, die in Aachen Stadt und Land, Köln, Visé, Lüttich und Brüssel durchgeführt wurde, ermöglichte den Wiederaufbau mit einer neuen Kirche, die am 30. August 1647 durch den Lütticher Weihbischof, Richard Paul Stravius, der allerseligsten Jungfrau und dem hl. Leonhard geweiht wurde. Das Kloster wurde im Laufe der Zeit von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht. Als man es am 16. Dezember 1792 in ein Spital für Kranke und Verwundete Österreicher umwandelte, erhielt es den Namen "hôpital glorieux des Autrichiens" und 1794 durch die siegreichen Franzosen die Benennung "Hôpital de la Victoire".

Zwei Jahre später mußten die Schwestern das Kloster verlassen, kehrten aber 1798 wieder zurück. 1801 wollte man es erneut als Hospital verwenden und sogar die Kirche niederreißen, dies wurde aber durch den Protest der Schwestern verhindert. Im Mai 1803 erklärte ein Dekret das Kloster unter gewissen Bedingungen frei, infolge neuer Schwierigkeiten fand man aber keine Möglichkeit, das verwahrloste Gebäude als Erziehungsinstitut einzurichten. Dann übernahm im Dezember 1805 die städtische Armenverwaltung das Kloster, welches September 1806 damit begann, Pensionäre zu unterrichten; ab April 1807 wurde es wieder zur öffentlichen Töchterschule.

Als dann 1848 die Ursulinen dort ihre 30-jährige Tätigkeit aufnahmen, erreichte St. Leonhard seine Blütezeit, wurde 1878 eine weltliche höhere Mädchenschule, 1909 Lyzeum und sogar 1925 Vollanstalt, die zur Universitätsreife führte. Während des 2. Weltkrieges brannte das alte Kloster völlig aus und erhielt eine neue Heimstätte als Mädchengymnasium im früheren Realgymnasium an der Jesuitenstraße. St. Leonhard erzog drei Schülerinnen, die als Ordensstifterinnen historische Bedeutung erlangten, Klara Fey, Pauline Malinckrodt und Franziska Schervier; letztere widmete sich nach dem Vorbild des hl. Leonhard

Werken der Nächstenliebe, war eine der eifrigsten Helferinnen in der durch Kaplan Istas in der Jakobstraße errichteten Armenküche und stand jenen hilfreich zur Seite, die am Rande der menschlichen Gesellschaft lebten. Sie verstarb im Alter von 57 Jahren am 14. Dezember 1876 und wurde am 28. April dieses Jahres selig gesprochen.

Nachforschungen aus dem Jahre 1960

ergaben, daß Deutschland mit 141 Stellen an der Spitze der Länder steht, wo der Heilige verehrt wird, dann folgen Italien mit 115, Österreich mit 113, England mit 104, Frankreich mit 67 sowie unter anderen Belgien mit 14 und Holland mit 3 Stellen. In Frankreich ist die Kgl. Stiftkirche St. Leonhard von Noibat, die am häufigsten besuchte Wallfahrtsstätte. Im Laufe der Jahrhunderte pilgerten viele kirchliche und weltliche Würdenträger dorthin. Selbst Marschall Pétain betete dort um Schutz zum hl. Leonhard für die Gefangenen seines Landes während des 2. Weltkrieges am 21. Juni 1941. Die Kirche ist 66 m lang und ihr Turm 52 m hoch. Trotz der vielen Umänderungen, die an ihr vorgenommen wurden, hat sie nichts an Schönheit und Sehenswertem verloren, auch sind zahlreiche Überbleibsel aus der Vergangenheit in der Stadt erhalten geblieben, enge Straßen und alte Wohnhäuser werden von den Pilgern, deren Anzahl von Jahr zu Jahr steigt, immer wieder bewundert. Außer der regionalen Pilgerfahrt, die am 1. Sonntag nach Ostern stattfindet, werden dort große Feiern am 6. an dem darauffolgenden und 2. Sonntag im November sowie am 17. Februar, 11. August und 17. Oktober abgehalten. Was Holland betrifft, wird es sich wohl um die Leonhardkapellen in Wanssum, Erckelens und Beek en Donk handeln, letztere zerfiel im Laufe der Jahre, jedoch erhielt diese Ortschaft im Jahre 1898 eine dem hl. Leonhard geweihte Kirche und 1947 feierte die dortige Leonhardusgilde ihr 500-jähriges Bestehen.

Holland hat auch selbst einen Heiligen dieses Namens, St. Leonhardus van Vechel, der im Jahre 1547 in Hertogenbosch geboren und, nachdem er 1572 den Martertod erlitt, 1867 heilig gesprochen wurde.

Das St. Leonhardviertel in Lüttich

liegt im Norden der Stadt und besteht aus 650 Häusern sowie der fast 2 Km langen St. Leonardstraße. Diese Straße diente schon im 8. Jh. ab Herstal als Verbindungsweg zwischen dem Lütticher Raum und Maastricht; dieser Lütticher Raum war von kultiviertem Boden umgeben und wies einige wenige Wohnungen auf. Dort errichtete 1093 Kanonikus Anselme an einer öden Stelle, die ein Marterort gewesen sein muß, eine dem hl. Leonhard geweihten Kapelle, die regelmäßig von Gläubigen besucht wurde. Aus derselben entstand bald ein von der Lütticher Benediktiner Abtei St. Jakob abhängiges Priorat, in welchem sich mehrere Ordensleute niederließen. Es umfaßte ein Heim und eine dem hl. Leonhard gewidmete Kirche.

Verschiedene Wunder und zahlreiche in diesem Heiligtum erlangte trugen dazu bei, daß die Verehrung des Heiligen sich verbreitet und aus dem alten Weg der Vorort St. Leonard entstand. Im 15. Jh. erbaute man in der Nähe des Priorats ein Hospital. Durch die französische Revolution wurde das Kloster 1794 ausgeplündert und zum größten Teil zerstört, schließlich sogar in eine Kanonengießerei umgewandelt. Heute befinden sich dort Schulgebäude. In den Räumen des alten Klosters der Karmeliterinnen richtete man 1826 die Werkstätte St. Leonard ein, wo im Jahre 1839 eine Lokomotive mit Namen St. Leonard hergestellt wurde. Auch die Zinkhütte des Lütticher Chemikers Daniel Dony, die aus dem Moeresneer Galmei metallisches Zink herstellte, trug diesen Namen. Das Kloster der Rekollektinerinnen wurde ebenfalls aufgehoben und durch einen Flachsbetrieb ersetzt, welcher im Juni 1914 abbrannte. Das zur Befestigung der Stadt gehörende St. Leonardstor diente mit seinen Nebengebäuden bis zur Hälfte des 18. Jh. als Gefängnis, 1851 wurde es abgebrochen und nach gothischem Befestigungsstil unter demselben Namen Neubaut.

Den ersten Stein zum Bau der St. Leonard-Maasbrücke, auch Maghinbrücke genannt, legte man am 17. September 1867; sie wurde am 6. August 1914 durch Bomben beschädigt, im Mai 1940 zerstört und später durch die jetzige ersetzt. Der älteste Kai der Stadt muß der "Quai St-Léonard" sein. Er blieb bis zum 17. Jh. unbewohnt, später ließ sich dort eine Steingutma-

nufaktur nieder, die eine Blütezeit kannte. In der Zwischenzeit hatte sich die fromme Verehrung des Heiligen über ganz Belgien ausgedehnt, im wallonischen Landesteil waren es besonders die Bergleute, die ihn neben St. Barbara als Schutzpatron betrachteten. Am 6. November ruhte ihm zu Ehren auf allen Bergwerksbetrieben über und unter Tage die Arbeit, Direktion und Belegschaft nahmen gemeinsam an kirchlichen und weltlichen Feiern teil, in der Bergbauortschaft José/Battice trugen ihn die Bergleute der dortigen Grube der Gesellschaft Werister gelegentlich der Pfarrprozession in Arbeitskleidung mit brennenden Grubenlampen mit der Statue der hl. Barbara auf ihren Schultern, Bergleute aus unserer Gegend waren stets mit dabei. Diese zwei aus Holz geschnitzten Statuen erhielt ich im Jahre 1968, nach der Schließung des Bergwerks, mit anderen Gegenständen als Geschenk für das Museum der Göhlthalvereinigung.

Viele Kirchen tragen seinen Namen

Die Pfarrkirchen St. Victor et Léonard in Lüttich - St. Léonard Chatqueue, Seraing - St. Léonard sur les Bois, St. Georges S/M - St. Léonard, Hony-Esneux und St. Léonard, Banneux - Louveignée. Ferner besteht eine Pfarre St. Léonard de Ben-Ahin im Dekanat Huy. Sie entstand durch ein im Jahre 1258 errichtetes Hospital für Leprakranke, in welchem sich ein dem Heiligen geweihtes Betzimmer befand, das von Augustinerbrüdern und einem Kaplan verwaltet wurde. Dieser Weiler trug damals den Namen St. Léonard en Housseau. Der letzte Kaplan verstarb 1834 und die Kapelle erhob man 1846 zur Pfarrkirche. Zwei kleine Reliquien des Heiligen befinden sich dort, wie auch in mehreren anderen Kirchen in der Wallonie, z.B. in Erquelinnes, St. Gilles in Lüttich und in Montégnée.

Pfarrer und Dechant Joseph Pirnay aus letztgenannter Ortschaft schenkte anlässlich des 80-jährigen Bestehens dem Vorsitzenden des Vereins eine 2 cm große Reliquie ihres Vereinspatrons sowie zwei kleinere, die hll. Rochus und Lambertus, für die Kelmiser Pfarrkirche. Vom 3. bis 9. November vergangenen Jahres wurde die Reliquie zum ersten Male in der Kelmiser Pfarrkirche auf dem St. Josephsaltar zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt.



Reliquie des Heiligen, die der Kelmiser Kirche geschenkt wurde.

Die meistbesuchten Heiligtümer befinden sich aber im flämischen Sprachgebiet. Junker Adriaan Sanders, Herr von Blaasvelt, van der Brugghe en de van Cleydael, schenkte 1465 der im Jahre 1309 erbauten und der Heiligen Magd geweihten Kirche von Aartselaer eine bemerkenswerte Reliquie, die er selbst aus Noblat mitgebracht hatte : den rechten Arm des Heiligen. Durch die Bilderstürmer wurde diese aber auch geraubt. Die Kirche von Kontich, die auch über Gebeine des Heiligen verfügte, überließ daraufhin Aartselaer ein kleines Stück davon, das die Kirche jetzt noch besitzt und das von Gläubigen während der Oktave vom 6. - 13. November verehrt wird. Auch ließ man kleine Medaillen anfertigen, worauf der Heilige, zu dessen Füßen ein Pilger kniet, abgebildet ist. Die Kirche von Huizingen besitzt ebenfalls eine Reliquie und dort besteht auch eine St. Leonhardbruderschaft, die jeden ersten Montag im Monat eine hl. Messe lesen läßt, ferner finden Festlichkeiten am 6. November und sogar am Pfingstmontag ein feierliches Hochamt mit Kindersegen statt. Peutie bei Vilvorde ist seit 1618 Wallfahrtsort geworden. Der dort 1724 gegründeten St. Leonhardbruderschaft gehören Mitglieder aus etwa 200 verschiedenen Gemeinden an.

1421 schenkte Frederik van Blanckenheim, 51. Bischof von Utrecht, dem dortigen Kloster der Augustinerinnen eine Reliquie des Heiligen. Oberin Margareta Hendrix van Wynterswijk gab sie 1616, zur Zeit der Bilderstürmer, einem frommen Mann mit Namen Everaard Bidders, der sie an Frau Caterina



de Zelem de Baudequin van Peuthy weitergab, wodurch sie zur Pfarrkirche St. Martin gelangte. 1779 entnahm ihr Kardinal van Franckenberg ein Stück für die kleine Reliquiendose der Kirche. Während des ersten Weltkrieges brachte man sie in ein Versteck, wo sie durch Feuchtigkeit beschädigt wurde. Kardinal Mercier, der sie 1924 überprüfte und anerkannte, schenkte der Kirche dann noch eine dritte kleine Reliquie, die besonders jeden letzten Montag im Monat von Gläubigen aus nah und fern verehrt wird. In der früheren Abteikirche der Benediktiner von Vlierbeek, Kessel - lo, begeht man ebenfalls am Pfingstmontag Feierlichkeiten, seit wann weiß man nicht ; bekannt ist nur, daß der Abt Godfriedus Lemmens de Parentie von Don Luis de Valesco, Markgraf van Belvedere, der Befehlshaber der spanischen Rei-

terei der Niederlande war, Reliquien erhalten hat, die er, außer einigen, die in Vlierbeek verblieben, der Kirche von Zoutleeuw schenkte. Ebenfalls besitzt die alte Abteikirche ein 1,45 m hohes hölzernes St.Leonhardsbild aus dem 18. Jahrhundert, das dort hochverehrt wird.

Zoutleeuw (Léau) aber kann man als den meistbesuchten Wallfahrtsort Belgiens bezeichnen. Die dort um 1125 errichtete Leonhardskapelle diente schon 1231 als Pfarrgotteshaus, zu dieser Zeit begann auch der Aufbau der prächtigen vielbewunderten Kirche, die 1308 zur Stiftkirche erhoben wurde. Am rechten Kreuzchor derselben baute man eine besondere Kapelle zu Ehren des Heiligen. Überbleibsel ihrer reichen Verzierung und Möbel, kostbare Reliquien, viele andere Kunstwerke, Bilder und andere Gegenstände aus Holz und Kupfer werden heute noch von vielen Besuchern bewundert, besonders das neue Kunstwerk welches zu Beginn dieses Jahrhunderts aufgestellt wurde: ein kupferner Hochaltar, auf welchem unter einem kleinen Thron ein kupfernes Bild des hl. Leonhard prangt. In Zoutleeuw, wo wunderbare Heilungen festgestellt worden sind, kann man alljährlich am Pfingstmontag die große Prozession miterleben und sich auch als Mitglied der 1923 gegründeten St.Leonhardbruderschaft eintragen lassen.

Schutzpatron - Nothelfer - und Vorbild der Nächstenliebe

ist er schon 14 Jahrhunderte lang. Dies bezeugen die zahlreichen Kirchen, Kapellen, Klöster, Wallfahrtsorte, Vereine und sonstige Einrichtungen, die heute noch seinen Namen tragen. Unter der Devise: "Helfen wir einer dem anderen," (Aidons-nous les uns les autres) gründete man am 4. April 1894 eine Krankenkasse St.Léonard in Micheroux, die jetzt noch besteht. In Herve findet schon seit dem 14. Jh. am 6. November der St. Leonhard-Vieh - Jahrmarkt (Foire St.Léonard) statt. Drei Tage vor diesem Datum kündigte früher der Gerichtshof von Herve feierlich seine Eröffnung an. Ab diesem Zeitpunkt, drei Tage vor und drei Tage nach dem 6. November, durfte dort niemand für Schulden oder Vergehen gerichtlich verfolgt oder festgenommen werden. Trotz dieser Freiheit wurden aber zur Aufrechterhaltung der Ordnung strenge polizeiliche Vorschriften angewandt. Sogar der Gouverneur von Limbourg, den Reiter begleiteten, besuchte alljährlich diesen sogenannten freien Markt. Als diesem Beamten aber im



Die Kgl. Stiftkirche Saint Léonard de Noblat, über die wir in der vorigen Nummer (S. 73-74) berichteten.

16. Jh. dieser Frondienst zu teuer erschien, stellte er den Antrag, davon Abstand nehmen zu dürfen. Heute gleicht dieser Jahrmarkt dem Lütticher Markt, der an jedem Sonntagvormittag stattfindet. Auch in Welkenraedt besteht ein Altenheim, (hospice) St.Léonard. Fräulein Van Der Kal hinterließ es nach ihrem Tode der Öffentlichen Unterstützungskommission. Nach den französischen Ordensschwwestern, die dort schon 1922 tätig waren, übernahmen es Franziskanerschwestern aus Luxembourg und seit 1945 werden dort rund 60 Betagte von Franziskanerschwestern der Heiligen Familie betreut.

Der Eynattener Leonhardverein - Schlußbetrachtung

Man würde mir gewiß den Vorwurf der Unvollständigkeit machen, wenn ich im Rahmen dieses Artikels nicht auch den i.J.

1892 in Eynatten gegründeten Leonhardverein erwähnte, der insofern ein Kuriosum darstellte, wie ihm nur Träger des Namens Leonhard beitreten konnten. Der Eynattener Leonhard Zimmermann hatte aus Eynatten, Hauset, Walhorn und Hergenrath die Leonharde um sich geschart - es waren ihrer 40 -, die nun alljährlich am Feste ihres Namenspatrons in Eynatten zusammenkamen, um gemeinsam einem feierlichen Hochamt beizuwohnen, die Reliquie des Heiligen zu verehren und anschließend in einer Gaststätte, deren Inhaber (wie hätte es anders können sein?) Leonhard hieß, gemütlich zu feiern. Der Verein wurde nach 40-jährigem Bestehen 1938 aufgelöst, und zwar - ein Zeichen der Zeit - aus Mangel an Mitgliedern. Die Flut neuer Namen hatte den Leonhard verdrängt. Als der Verein sich auflöste, zählte er noch vier Mitglieder. Den beim Brand von 1950 zerstörten Hochaltar der Eynattener Pfarrkirche zierte u.a. eine Statue des hl. Leonhard, die vom Leonhardverein gestiftet worden war. (s. J. Becker : "Eynatten", S. 116-117).

Mit dem Hinweis, daß der Heilige in den belgischen Wallfahrtsorten besonders von werdenden Müttern und Rheumakranken verehrt sowie für schwache Kinder und Geisteskranke angerufen wird, beende ich diesen Aufsatz über Leben und Verehrung des hl. Leonhard von Noblat, den ich anhand nachstehender Literatur und Dank der Auskünfte, die mir verschiedene Priester und andere Persönlichkeiten erteilten, schreiben konnte in der Hoffnung, daß der Kelmiser Leonhardverein der Bergleute und Schaffenden noch während vieler Jahrzehnte seine Tätigkeit aufrecht erhält.

Literatur

Vies des Saints et des Bienheureux par les RR. PP. de Paris, 1954.

Saint Léonard Ermite en Limousin par Jos. Biossac. 2ème Edition 1965. Inchenhofen, Kunstführer Nr. 181 Verlag Schnell & Steiner, München. Fremdenführer durch eine gastliche Stadt. Städt. Kurverw. Bad Tölz St. Leonhard Frankfurt. Große Baudenkmäler, Heft 198, Deutscher Kunstverlag München - Berlin, 1969.

Das Leonhardskloster zu Aachen im Wandel der Zeiten von Th. Hinkens 1910, Stadtbibliothek Aachen.

Brabants Heem, Jahrg. 15, 1963 van Drs. Knippenberg, Bibliotheek en Prentenkabinet, Provinciale Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Noord Brabant 's Hertogenbosch.

Levensschets en Verering van de Heilige Leonardus door Leonardus van Roey.

Grubenfahrt mit der Göhlthalvereinigung

von Dr. Gisela De Ridder

In jedem Jahr organisiert unsere Vereinigung mindestens eine Grubenfahrt. Stets finden sich viele Interessenten ein, unter ihnen auch ehemalige Bergleute, die, obwohl sie doch Fachleute sind, in eine ihnen unbekannte Grube mit einer gewissen Neugier einfahren. An der letzten Grubenfahrt habe ich teilgenommen, und lassen Sie mich bitte Ihnen Erzählen, wie erlebnisreich solch eine Grubenfahrt erst recht für einen Laien sein kann.

Unter der Führung des Präsidenten, Herrn Peter Zimmer, fuhren wir - eine Gruppe von 14 Damen und 31 Herren - bei bester Stimmung von Kelmis mit einem Bus nach Waterschei ins belgische Limburger Land.

Über die Entstehung der Kohle, die Geschichte des Bergbaus und die der Grube Waterschei erzählte Herr Zimmer auf der Fahrt dorthin bereits so ausführlich und anschaulich, daß die Ankunft mit einer gewissen Spannung erwartet wurde, um dieses Bergwerk endlich besichtigen zu können, über dessen Kohlenfunde man seit 1901 weiß, welches aber erst seit 1924 in der heutigen Form besteht und damit in diesem Jahr das 50-jährige Jubiläum feiert. Die Entdecker der gewaltigen Kohlenlager im Limburger Becken Guillaume Lambert und André Dumont sind für immer mit der Geschichte dieser Grube verknüpft.

Die immensen Hauptgebäude, in reinem Jugendstil, ließen den Architekturinteressierten nicht wenig erstaunen. Die zwei 35 Meter hohen Fördertürme, die dem Luftaustausch dienen, - in einem Turm wird die sauerstoffreiche Luft nach unten und im anderen die sauerstoffarme Luft nach oben befördert, - beeindruckten alle Besucher sehr, denn ohne diese Türme mit den Querverstrebungen und dem großen Rad unter dem Dach, kann man sich eigentlich kein Bergwerk vorstellen.

Nach einer kurzen Begrüßung durch den Obersteiger, Herrn André Geldorf, konnten sich die Damen in Gruppen zu viert in Steigerkabinen und die Herren in den sog. Waschkauen umziehen. Jeder fand ein kleines zurecht gelegtes Bündel vor, das aus

einem graublauen Hemd, einer Jacke, einer Hose, Wollstrümpfen und einem graukarierten Halstuch bestand. Derbe Schuhe mit einer Kappe aus Stahl suchte man sich aus einer vor den Kabinen aufgestellten langen Schuhreihe aus.

Als nächstes bekam man einen Bergmannshelm aufgesetzt. Mit der Lampe am Helm vorne und der dazu nötigen Batterie, die in einer Ledertasche an der Seite getragen wurde, unterschied sich bald keiner der Besucher mehr von den echten Bergleuten. Über endlose Flure und Treppen erreichte man den Förder-schacht. Die schmalen, langen Förderkörbe nahmen bis zu 16 "Bergleute" auf und mit einer Geschwindigkeit von 12m/sec. ging es 920 m tief in den Berg hinein. Aufgenommen von unheimlich langen, bogenförmig ausgemauerten Stollen, aus denen warme Luft entgegenströmte, bestieg man einen Zug, der nach einer 20 Minuten dauernden Fahrt, die "Bergleute" direkt an den Streb, vor Ort, d.h. direkt an den Ort des Kohlenabbaus brachte.

Niemand kann es sich vorstellen, wenn er es nicht selbst erlebt hat, wie befangen man ist beim Anblick der irgendwo in der Tiefe endenden Stollen, in deren Wänden in verschiedenen breiten Schichten Kohle eigenartig glänzt. Es ist ein seltsames Gefühl 1000 m "Berg" über einem zu wissen und dabei in einem Stollen zu marschieren, einer hinter dem anderen, wobei mit jedem Schritt Kohlenstaub aufgewirbelt wird, daß es zeitweise unmöglich ist, noch richtig aus den Augen zu schauen und daneben das ständige Rauschen der Kompressoren, durch die in den Rohren unter der Decke Luft bewegt wird, zu hören.

Als es galt, in 945 m Tiefe einen 80 cm hohen und 300 m langen Streb auf den Knien zu durchqueren, gab es kaum einen, der nicht mitmachte.

Auf allen Vieren kriechend, hinweg über Kohle- und Gesteinsbrocken und abgedeckten Rohren, kam man sich "vor Ort" bald wie ein echter Bergmann vor. Hier also wird die Kohle herausgeschlagen, hier also, unter solchen Bedingungen, arbeiten an Werktagen 8-9 Bergleute mindestens 6 Stunden hintereinander.

Das ist unvorstellbar. Mit solchen und ähnlichen Gedanken sehnte man sich das Ende des Strebs jedoch bald herbei. Kohlenstückchen oder Steine, in der Maserung interessant, füllten so



Die Freizeitkumpels nach dem Ausstieg
nebenbei rasch die Hosentaschen.

Als alle wieder aufrecht gehen konnten, hieß es zum Sammelplatz marschieren und den dort wartenden Zug wieder besteigen. Während der fast 5 Km langen Fahrt bis zum Förderschacht war es eigentlich jedem klar, daß das, was man erlebt hatte, durch keinen Film und keine noch so gute Reportage wiedergegeben werden kann ; denn der Kohlenstaub, der Geruch, die Wärme, das Rauschen der Kompressoren würde fehlen und könnte durch nichts ersetzt werden.

Wieder über der Erde angekommen, erkannte keiner den anderen wieder, denn alle waren überall bis auf das Weiß in den Augen und das der Zähne pechschwarz ... und das wurde im Photo festgehalten.

Nach dem großen Saubermachen fanden alle Teilnehmer in der Werksbar zu einem Drink ein. Freundlicherweise veranstaltete hier der Obersteiger eine kleine Tombola mit Fossilien, die in dieser Grube gefunden worden waren.

Anschließend ließen sich dann alle das vorzügliche, wohlverdiente Essen in der großen Werkskantine schmecken. Unter den Heimkehrenden gab es keinen, dem diese Grubenfahrt nicht ein Erlebnis war, an das er sich gerne zurückerinnert.

Bewies va Mot

von Gérard Tatas

Der Chrestean, dä hauw vör 20 Johr
 E Keng jerett, dat ant verdrenke wor,
 En vör die Heldentat kräch häe als Luen
 En schön Medaille van en Kommissiuen.
 Die stoke sich et sondes ane Rock
 En hong sing Tat stolz an de jruete Klock,
 Bes dat sing Vrow ens op ne Sondeg sat :
 "Now lop doch net anena met die Plat !
 Dat dongs dow doch mer ohne notedenke,
 Dow koss dobej och äve jot verdrenke.
 Now stäek dech doch jeng Vähre ane Hot,
 Weils dow en Kier hots tien Menüte Mot !
 Dat brukste doch net johrelang te zege,
 Die Plat vengt langsam a mech opterege."
 "Wenn dat esö es, - sätt der Chrestean, -
 Da donn ech och der Trowreng net mie an !"

Das Portrait

Hubert VANASCHEN

von Dr. G. De Ridder

Mit Hubert Vanaschen stellen wir Ihnen einen weit über die Grenzen unseres Landes bekannten Sänger vor.

Er wurde am 9. 2. 1937 in Kelmis geboren. Die Liebe zur Musik wurde ihm bereits in die Wiege gelegt. Denn der Knabe wuchs in einer Familie auf, in der sich wirklich jeder besonders aufs Singen verstand. So war der Großvater schon ein bekannter Heldentenor und der Vater, Präsident des hiesigen Gesangvereins, fand als Bariton viel Anerkennung. Wen wundert es da, daß der Achtjährige beim Kelmiser Komponisten Willy Hupper-



mann Geigenunterricht nahm, bei seiner Tochter, Professor am Konservatorium in Lüttich, die Noten lernte und schon bald in Vaters Gesangverein mitmachte. Gerne erinnert er sich daran, daß sein Vater voller Stolz war über den allerersten öffentlichen Auftritt seines zehnjährigen Sohnes, der im Kommuniionsanzug, im Hotel Reinartz in Neu-Moresnet, "Tristesse" von Chopin auf seiner Geige zum Besten gab. Dann erteilte Prof. Jean Herzet, Moresnet, dem äußerst fleißigen Schüler 9 Jahre Privatunterricht und bildete ihn nebenbei noch zum Hornisten aus. Es folgte 1956 und 1957 ein Studium der Notenlehre am Konservatorium Lüttich. Der bisherige Unterricht war eine enorme Stütze, war der Grundstock für das gesamte spätere Gesangsstudium.

Nach Beendigung der Mittelschule in Kelmis und dem nachfolgenden Handelsstudium setzte sich Vanaschen erfolgreich für den Aufbau des internationalen Speditionsunternehmens Frans Maas, Eynatten - Hauset - Montzen ein, das er heute mit 40 Angestellten leitet. Obwohl ihn der Beruf fast ganz beanspruchte, widmete er sich dennoch dem Chorgesang und wurde 1958 unter dem Dirigenten Willy Mommer Solist im Belg. Nationalensemble KM Eupen. Die zahlreichen Auftritte und Gesangswettstreite in Belgien, Luxemburg, Holland, Deutschland, Großbritannien, Italien, Jugoslawien, Frankreich, Österreich, Schweiz und besonders in unserer Gegend verschafften dem Chor und seinem Solisten Anerkennung, Bewunderung und Preise. Aber unaufhörlich arbeitete der Künstler, dessen Vorbild der berühmte Sänger Dietrich Fischer-Dieskau ist, an sich weiter. Die Stimme, so sagt er, ist das schwerste Instrument, bei dem Muskeln betätigt werden, die normalerweise brachliegen, die aber erst in der richtigen Koordinierung ein stundenlanges Singen ermöglichen. Er folgte 1968 4 Jahre einem Musik- und Gesangsstudium in Verviers, dann in Lüttich, das er mit größter Auszeichnung beendete. Seine Lehrerin, die berühmte Sängerin Madame Duchamps-Vecray, vermochte den Künstler auf seinem Wege zum Konzertsänger entscheidend zu beeinflussen. Madame Walthery, die ihn seit nunmehr 7 Jahren auf dem Piano begleitet, verstand es stets, zwischen Begleitung und Gesang vollendete Harmonie herzustellen. Gesangswettstreite bedeuten für den Künstler eine Gelegenheit sich zu produzieren, sich schöpferisch zu offenbaren,

sich mit den anderen zu messen, befreien ihn immer wieder aus der Isolation und knüpfen Kontakte, die er auch ständig sucht. Und was macht es schon, wenn ein Gesangswettstreit mit einem Ergebnis endet, das nicht der Vorstellung des Künstlers und vor allem nicht des Publikums entsprach wie z.B. 1970 in Toulouse, wo er deklassiert wurde, weil die Hälfte der Jury, alles Franzosen, der Meinung waren, er sei kein Bariton, sondern ein Heldentenor. Obwohl er auf diesem 17. internationalen Sängertreffen nur den 6. Preis erhielt, wurde er als einziger männlicher Teilnehmer vom französischen Radio und Fernsehen O.R.T.F. zu Aufnahmen verpflichtet. Aber die Toulouser Kritik blieb nicht ungehört, denn Vanaschen prüfte sich, ob er nicht doch, eingedenk seines großväterlichen und väterlichen Erbes, ein Heldentenor sei. Er probte und probte, trat schließlich als Helden-tenor, als Wagnertenor auf und mußte nach gut einem Jahr erkennen, daß sich die Jury geirrt hatte. Sein Weg als Bariton-sänger war fortan nun klar gezeichnet.

Hinter all dem steht ein Mann, der ununterbrochen mit Fleiß und Ausdauer jede Minute nutzt, die ihm zur Verfügung steht, um sich neben seinen beruflichen Verpflichtungen im Gesang weiterzubilden. Unersätzbliche Hilfe leistet ihm dabei seine Gattin, Frau Maria Pelzer, die ihrem Mann volles Verständnis entgegenbringt und ihn nach Möglichkeit auf all seinen Reisen begleitet. Die beiden Kinder, Carin und Francis, treten bereits in Vaters Fußstapfen.

Die ganze Familie findet es selbstverständlich, wenn der Vater während der Autofahrt seine Bänder abhört, singt und Texte lernt.

Reisen nach Wien, Mailand, Paris, Berlin usw. werden gleichzeitig so gelegt, daß ein Privatunterricht bei bekannten Musikpädagogen ermöglicht wird. Einen Urlaub im üblichen Sinne kennt der Künstler nicht. Sommerseminare in Frankreich, Spanien, Liechtenstein bei bekannten Sängern vermitteln ihm erst das richtige Urlaubsgefühl. Ihm macht es dann auch nichts aus, eine Probe von 8 Stunden an einem Stück durchzustehen. Und hat er 3 Stunden gesungen, abends nach einem arbeitsreichen Tag, ist er entspannt: "Singen macht Freude, wer sich dabei anstrengt, macht es falsch", ließ er mich wissen.

Wenn er sich auch mehr zum Sänger berufen fühlt, seinem Beruf verdankt er unendlich viel. Denn was wäre ein Künstler heute ohne die Organisation und ohne das Kalkulieren? Erstaunlich, mit welcher Energie er seine Ziele verfolgt. Mit der vor 6 Jahren gegründeten Vereinigung "Jugend und Musik im Göhlthal" möchte er Musik erklingen lassen, der man zuhören muß, die sich abhebt von der durch die Technik so perfektionierten Musik des Rundfunks und Fernsehens, wo Playback und Verstärker die Stimme ersetzen.

Sein größtes Interesse gilt den ausgefallenen, schwierigen Liedern, sei es nun Musik aus dem Mittelalter oder moderne Musik von Orff, Hindemith, Wolf o. a. Solche Lieder singt nicht jeder und der persönlichen Liedwiedergabe stehen somit keine an bekannte Persönlichkeiten gebundene Vorstellungen im Wege. Ein Künstler will nicht imitieren, er will ganz einfach auf seine Weise interpretieren. In einem Doppelquartett ließe sich seiner Meinung nach eine solche Liedgestaltung am ehesten verwirklichen. Aber noch ist es nicht so weit, es fehlen die entsprechenden Kräfte. Große Hoffnung setzt er daher auf die Musikakademie in Eupen, an der er Unterricht erteilt. Die Jugend für gute Musik zu interessieren, hat er sich zur Aufgabe gesetzt.

"Wir haben einen guten und vielversprechenden Anfang gemacht", meint Hubert Vanaschen, "aber es fehlt unserer Heimat eine echte Musikstätte, ein Konzertsaal". Und nach einer Pause fügt er hinzu: "Das ist ein Wunsch für die Zukunft, im Augenblick benötigten wir viel dringender ein Konzertpiano, denn ohne eigenes Instrument können wir keinen Pianisten von Format engagieren und keine anspruchsvollen Konzerte bieten." Mit einer Bescheidenheit, die beschämt, gibt er uns zu verstehen, daß ein Menschenleben viel zu kurz ist, um all das Wunderbare in der Musik überhaupt kennenzulernen. "Ja, ich weiß, ich habe zu viele Interessen, ich müßte welche fallen lassen, ich weiß nur nicht welche!"

In Memoriam Hubert Engels

von J. De Ridder

Né à Plombières près de Montzen le 24-8-1890, Hubert Engels suit les cours à l'école communale de son village, l'école moyenne d'Aubel et l'école normale de Carlsbourg, où il obtient son diplôme d'instituteur en 1911.

Dans l'enseignement, il sert successivement à Niel (Boom), Vilvorde et Welkenraedt lorsque se déclare la première guerre mondiale. Durant quatre ans, il fait son devoir comme brancardier auprès des 9ème et 11ème Régiments de Ligne et ses huit chevrons de front, ses titres de chevalier dans les ordres de Léopold, de la Couronne et de Léopold II ainsi que l'attribution de diverses distinctions honorifiques, dont la Croix de guerre avec palmes et la Croix de l'Yser, sont la preuve d'une conduite exemplaire qui le laisse cependant meurtri dans sa chair puisqu'il est démobilisé avec une invalidité de guerre de 50%.

Malgré ce handicap, il se consacre à l'enseignement et on le retrouve à l'école normale de Nivelles et l'école moyenne de Boom lorsque, frappé par la maladie, il est placé en disponibilité en 1922. Tant bien que mal, il travaille comme employé de banque jusqu'en 1933 et finit sa carrière comme enseignant de langue néerlandaise au Collège St-François-Xavier à Verviers. Retraité en 1950, il retourne à Plombières, son village natal où il s'éteint le 5-2-1967.

Le 22-8-1922, il convole à Tisselt avec Marie-Henriette Troch, institutrice, qui lui donne un fils et deux filles.

Tout jeune encore, Hubert Engels est déjà attiré par tout ce qui touche la nature, les plantes, les fleurs, l'ornithologie et surtout les roches et les minéraux. A la fin de sa vie, il a acquis une imposante collection, dont les plus belles pièces sont exposées dans une impressionnante vitrine qui trône dans son salon.

En tant qu'ami personnel de feu le curé Darcis et de Pierre Zimmer, président de notre association, il a, peu de temps avant sa mort, émis le souhait de voir transférer l'entièreté de sa collection à une association culturelle locale de façon à permettre à notre population de se rendre compte de la richesse de sa région.

Ce souhait s'est réalisé au cours de l'été dernier, lorsque Madame Veuve Engels, avant de se retirer à St-Hubert auprès de la famille Rihoux chez une de ses filles, a fait don de la collection précitée à l'Association pour la Culture, le Patrimoine et l'Histoire de la Vallée de la Gueule. Cette collection sera exposée au Musée de l'association qui sera officiellement ouvert au public au début de l'année 1974.

Dans un prochain numéro de notre publication paraîtra une liste des pièces maîtresses de cette collection et des ouvrages les plus importants offerts gracieusement par la famille Engels à notre association.

In Memoriam Hubert Engels

von J. De Ridder

Hubert Engels wurde am 24. 8. 1890 in Bleyberg geboren. Er besuchte die dortige Gemeindeschule, später die Mittelschule in Aubel. Seine Ausbildung als Lehrer absolvierte er an der "Normalschule" in Carlsburg, wo er sein Diplom 1911 erhielt.

Vier Jahre diente er als Sanitäter im belgischen Heer an der Yserfront. Viele Ehrenausszeichnungen wurden ihm zuteil.

Obwohl er Kriegsinvalide war, ließ er es sich nicht nehmen, wieder als Lehrer tätig zu sein. 1922 mußte er krankheitshalber aus seinem Beruf ausscheiden, konnte 1933 ihn wieder aufnehmen und wurde 1950 als Sprachlehrer für Niederländisch

am College St.François Xavier in Verviers pensioniert. Er kehrte dann in den Heimatort Bleyberg zurück, wo er am 5. 2. 1967 verstarb.

1922 heiratete er die Lehrerin Marie-Henriette Troch aus Tisselt. Ein Sohn und zwei Töchter gingen aus dieser Ehe hervor. Schon als junger Mann war Herr Engels sehr verbunden mit der Natur, den Pflanzen, der Ornithologie. Vor allem beschäftigte er sich mit Steinen, mit Mineralien. Am Ende seines Lebens verfügte er über eine beeindruckende Sammlung, einzig in unserer Gegend.

Gegenüber seinen persönlichen Freunden, Pastor Darcis und Herrn Peter Zimmer, Präsident unserer Vereinigung, hatte er einige Zeit vor seinem Tod den Wunsch geäußert, seine Sammlung ungeteilt einer lokalen kulturellen Vereinigung anzuvertrauen, damit alle Leute den Reichtum unseres Gebietes sehen können.

Im vergangenen Sommer verwirklichte Frau Engels, die in St-Hubert bei einer ihrer Töchter lebt, diesen Wunsch. Die Göhlthalvereinigung, der diese Sammlung geschenkt wurde, wird stets bemüht sein, das Ansehen Hubert Engels zu würdigen und seinen Wunsch zu erfüllen.

Sagen und Erzählungen vom Altenberg

von Wilhelm Dithmar

Die Hinzenmännchen (nach Alfred von Reumonts Sagensammlung)

Der Verfasser dieser Zeilen hat im Park der Emmaburg des Herrn von Nellessen in seiner Jugendzeit eifrig nach jenen Löchern gesucht, in denen vor Zeiten einmal Hinzenmännchen gegessen haben sollen. Leider hat er nur eine Anzahl Kaninchen herumhoppeln gesehen. Das ist selbstverständlich, denn jene unterirdischen Höhlungen hatten die Kobolde ja schon seit langer Zeit verlassen. Aber er hat an einem Wiesenabhang, am Wege von der Emmaburg nach dem Casinoweiher, ein kleines Andachtshäuschen gesehen, im Spitzdach ein Glöckchen. Das soll das Glockentürmchen gewesen sein, in dem, als die Gnomen noch in der Nähe weilten, von Zeit zu Zeit geläutet wurde, um die unbequemen Gäste zu vertreiben. Denn im Gegensatz zu den Kölner Heinzelmännchen, stahlen hier die Zwerge wie die Raben. Das dauernde Geläute störte sie, sodaß sie eines Tages nach Aachen auszogen und sich dort in der Kleinkölnstraße niederließen. Hier begannen sie sofort ebenfalls ihr unnützes Treiben, ja plünderten sogar des Nachts harmlose nach Hause torkelnde Bürger aus und zogen ihnen die letzten Groschen aus der Tasche. Ein Priester machte dem Treiben ein Ende. Mit Weihrauch räucherte er ihre Schlupfwinkel aus und die Kobolde verließen fluchtartig das Gelände. In Scharen zogen sie zu einem Mauerturm am Rande Aachens. Die Straße dorthin heißt noch heute Heinzenstraße. Als die Mauern Aachens abgerissen wurden, fand man unter den Turmtrümmern des Hinzenturmes noch etliche Münzen. Sicher noch Reste des einstigen Gnomenschatzes. Von ihnen selbst hat man nichts mehr gesehen.

Die Messingnadelfabrikation

Auf die Geschichte von "Neutral-Moresnet" ist in diesen Heften schon verschiedentlich hingewiesen worden. Lange Jahrzehnte blieb dieses Gebiet wegen der Zinkgewinnung ein internationales Streitobjekt. Die Aachener Messingindustrie war auf die Zinkgewinnung angewiesen. Das notwendige Kupfer kam aus dem belgischen Raum um Dinant. Auf starken zweirädrigen Karren wurden die notwendigen Erze nach Aachen - Burtscheid gebracht, wo besonders auf Steinebrück eine Reihe von mit Wasserkraft betriebenen Messinghämmern zu finden waren. Die Kupferkarren rollten über die Grenze von Hauset über den Elleterberg hinab auf Linzenshäuschen zu, dabei tiefe Spuren hinterlassend. Noch heute sind sie im Erdreich des Berges zu erkennen. Regen hat die parallel laufenden Rinnen ausgewaschen. Auf den dazwischen aufgeworfenen Erdhügel wächst heute dichtes Strauchwerk.

In Steinebrück nun wurden Dinantkupfer und Altenberger Zink zu Klumpen gegossen und unter den Schlägen der Hämmer zu einem Blech ausgewalzt. Der Meister schnitt sodann mit einer Schere spiralförmig nach innen führend aus dem Blech einen kantigen Draht, der dann auf einem Amboß durch verschiedene Bolzenöffnungen gezogen wurde, bis er die erwünschte Stärke zeigte. Er wurde dann in gleichmäßige Stücke geschnitten, unten mit einer Spitze versehen und oben mit einer Öhse. Kinderhände verpackten die gewalkten und polierten Nadeln dann in kleine Briefchen. Bei der Abzählung der Nadeln gebrauchten die Kinder ihren kleinen Finger. Die Haltung, die Krümmung des kleinen Fingers bei dieser Arbeit führte dann zum sogenannten "Aachener Gruß": Die Erhebung des gebogenen "Klenkes" (des kleinen Fingers) als Erkennungszeichen.

Diese Erzählungen sind etwas gekürzt entnommen der Sammlung "Der große Aachener Sagenkreis", Aachen 1966 von Wilhelm Dithmar.

Kennst Du Deine Heimat ?

Werter Leser und Photoquizfreund !

Allen meinen Quizfreunden ein herzliches Dankeschön für das große Interesse, das sie immer wieder bei der Lösung der Quizfragen gezeigt haben.

Für das neue Jahr wünsche ich Ihnen alles Gute, Liebe und Schöne. Unser Photoquiz werden wir in Heft 15 dieser Zeitschrift wieder aufnehmen. Bis dahin grüßt

Ihr Jac. Demonthy

Und nun die Lösungen der in Heft 13 gestellten Aufgaben.

Bild Nr. 1 : Das Bild veranschaulicht das Sakrament der Taufe. Zu sehen ist es in der Kelmiser Pfarrkirche. Fünf weitere Sakramente sind an den Längswänden dieser Kirche dargestellt (Buße, Firmung, Ehe, letzte Ölung, Priesterweihe). Das Altarssakrament ist durch den Tabernakel gegeben.

Bild Nr. 2 : Die Glocke der Rochuskapelle zu Neu-Moresnet. Sie stammt aus dem Jahre 1664 und versieht noch heute ihren "Dienst", denn noch heute ruft sie die Gläubigen zum Gottesdienst ins Kappelchen.

Bild Nr. 3 : Das Sakramentshäuschen der Ketteniser Pfarrkirche. Auf dem Sakramentshäuschen eine barocke Muschelnische in Blaustein mit seitlichen Voluten. Darin Holzstatue einer gekrönten weiblichen Heiligen mit Kelch und Buch, 90 cm hoch, barock polychromiert, Anfang des 16. Jh.

Bild Nr. 4 : Es stellt den hl. Franziskus dar, wie er einem Kranken hilft. Diese Plastik hat im Foyer des St. Josephsheimes von Eupen ihren festen Platz.

Bild Nr. 5 : Den berühmten Flügelaltar der St. Annakapelle in Lontzen-Busch haben wohl die meisten auf Anhieb wiedererkannt. Er entstand um die Wende des 15. Jh. Im Inneren ein moderner Altarschrein mit Szenen der Kreuzigung, Geißelung, Kreuztragung, Kreuzabnahme und Auferstehung.

Die 2,34 m lange Predella (Altarstaffel), eine flandrische Holzschnitzarbeit, die mit dem Apostelbalken in der Kirche von Henri-Chapelle verglichen werden kann, zeigt die vollrunden und recht gut gearbeiteten Halbfiguren Christi und der Apostel.

Bild Nr. 6 : Der hl. Antonius in der Pfarrkirche zu Hergenrath.

Bild Nr. 7 : Auf dem Johberg zu Walhorn stand in früheren Jahrhunderten, als Walhorn noch die Hochgerichtsbarkeit besaß, der Galgen, an dem die durch den Urteilspruch des Walhorner Schöffengerichtes zum Tode verurteilten Strauchdiebe, Brandschatzer, Mörder und anderes Gesindel vom Leben zum Tode befördert wurden. An dieser Stelle steht heute die auf unserem Bild abgebildete Kreuzigungsgruppe.

Bild Nr. 8 : Die Lourdesgrotte in der Pfarrkirche zu Teuven. Die Kirche ist nur während der Gottesdienste geöffnet.

Bild Nr. 9 : Die Kreuzigungsgruppe am Wege von Henri-Chapelle nach Ruyff.

Das wär's dann für heute !

Jac. Demonty

Was meinen Sie dazu ?

Anmerkung der Redaktion : Aus dem holländischen Nachbargebiet ging dem Vorstand unserer Vereinigung ein Schreiben zu, das sich, so meinen wir, an alle Heimatfreunde richtet. Wir alle sind aufgerufen, uns gegen die Zerstörung der für unser Gebiet so charakteristischen Galmeiflora zu wehren. Aus diesem Grunde veröffentlichen wir hier den Notruf der holländischen Landschaftsschützer und wir hoffen, in einer unserer nächsten Nummern eingehender auf dieses Problem eingehen zu können.

Sehr geehrter Vorstand,

sicherlich dürfte Ihnen bekannt sein, daß man vor einiger Zeit damit begonnen hat, in Neu-Moresnet die dort befindliche Galmeihalde abzutragen. Obwohl diese Halde zur Straße hin einen sehr verrummelten Eindruck machte, war sie in vegetationskundlicher Hinsicht sehr bemerkenswert. Sie hätte sich durchaus geeignet für die Einrichtung eines Naturschutzgebietes. Auf dieser trifft man die Vollzahl der Charakterarten der sogenannten Galmeitritft (*Violetum calaminariae*) an, außerdem eine große Anzahl typ. Begleitarten, insgesamt ca. 30 Arten.

Bedenkt man die Seltenheit und Einmaligkeit solcher Galmeitritften, so erscheint es eigentlich unverständlich, daß man sich in Neu-Moresnet dieses Umstandes nicht bewußt sein sollte.

Offenbar ist jetzt, nachdem die Arbeiten angelaufen sind, wohl wenig mehr zum Schutz der Galmei-Flora zu erreichen. Dennoch sollte dieser Umstand Anlaß dazu sein, die Aufmerksamkeit auf das gesamte Göhlthalgebiet zu lenken, zumal ein weiterer überaus wertvoller Landschaftsteil in diesem Gebiet gefährdet zu sein scheint. Das Ihnen sicher ebenfalls bekannte Lontzener Bachtal oder Hornbachtal soll nach verschiedenen inoffiziellen Informationen Konzessionsgebiet der westdeutschen Kalkwerke sein. Nach unserer Meinung muß unbedingt alles unternommen werden, dieses Gebiet vor jeder Zerstörung zu retten. Es scheint uns an der Zeit, daß man sich seitens aller engagierten Naturschützer Gedanken über den Gesamtkomplex "Göhlthal" macht und einflußreiche Stellen über wertvolle Abschnitte in diesem Gebiet aufmerksam macht. Wir möchten daher Sie bitten, von Ihrer Seite alles nur mögliche zum Schutze des Göhltales mit seinen Randbereichen - soweit diese von naturschützerischem Interesse sind - zu unternehmen.

Indem wir auf Ihr Engagement rechnen, verbleiben wir mit freundlichen Grüßen,

Instituut voor natuurbeschermingseducatie, Afd. Vylen-Vaals.
Hans Hermanns, Afd. Leider.

Tätigkeitsbericht für das Jahr 1973

von Walther Janssen

Das Jahr 1973 kann für die Vereinigung für Kultur, Heimatkunde und Geschichte im Göhlthal ohne Zweifel als ein sehr erfolgreiches bewertet werden. Schon wenn man die Zahl der Veranstaltungen vergleicht mit derjenigen vergangener Jahre, ist zu erkennen, daß ein frischer Wind die Tätigkeit des Vereins belebt.

Am **14. Januar** war im Saale Bauens zu Hergenrath die **jährliche Hauptversammlung**, zu der sich leider nicht viele Mitglieder eingefunden hatten. Der Kassierer, Herr Steinbeck, legte den Kassenbericht vor, der angenommen wurde. Den Tätigkeitsbericht für 1972 verlas der zweite Schriftführer, Herr Tatas. Dann wurde gemäß den Statuten die Hälfte des Verwaltungsrates gewählt bzw. neu gewählt. Bgm. Hamacher aus Hergenrath schied aus dem Verwaltungsrat aus.

13. Februar fand die erste Verwaltungsratssitzung des neuen Jahres statt im Gemeindehaus zu Neu-Moresnet, wo fortan alle Versammlungen abgehalten wurden. Der Schriftleiter, Dr. Aldenhoff und der zweite Schriftführer, Herr Tatas, hatten ihre Ämter zur Verfügung gestellt. Herr Wintgens wurde als neuer Schriftleiter gewählt und W. Janssen bis auf weiteres zum 2. Schriftführer. Der Vorsitzende, Herr Zimmer, wurde für ein weiteres Jahr in seinem Amt bestätigt.

Im Februar erschien auch die neue Ausgabe der Zeitschrift "Im Göhlthal", umfangreicher und vielseitiger als je zuvor.

Auf der Verwaltungsratssitzung des **Monats März** nahm man ein sehr interessantes Projekt in Angriff : die Veröffentlichung einer Sonderreihe. Heft 1 soll ein Gedichtband von L. Wintgens, dokumentiert mit Zeichnungen von H. Scheiff sein. Der Schriftleiter legte seine Pläne hierzu vor.

Frau Dr. De Ridder, sowie die Herren Demonthy, De Ridder, Felder, Goebels und Zimmer empfingen am **10. und 11. April** eine **Delegation der Freien Universität Berlin**, die in Kelmis und Neu-Moresnet zu Gast war, und zeigten ihr die Archive des Vereins in Form einer kleinen Ausstellung mit Erläuterungen und einigen Lichtbildervorträgen.

Am **13. April** hielt Herr Leo Wintgens im Saale Bauens, Hergenrath, einen Vortrag "**Grundzüge der sprachlichen Entwicklung im Osten des Herzogtums Limburg**", den er auch im Soermondt-Museum zu Aachen vor Mitgliedern des Aachener Geschichtsvereins gehalten hatte.

Am **25. April** gab es erneut eine Verwaltungsratssitzung. Herr Zimmer konnte bekanntgeben, daß sich einige Dichter des Göhlthals um eine Veröffentlichung ihrer Gedichte in einer Anthologie für Mundartdichtung des Verbandes Rheinland bemühen. Herr Wintgens unterrichtete die Versammlung über die Vorbereitungen zur Veröffentlichung des ersten Son-

derheftes und Herr De Ridder erläuterte seine Bemühungen zur Erhaltung alter Bauwerke in unserer Gegend.

Der **Monat Mai** stand ganz im Zeichen der Ersterscheinung des **Sonderbandes "aus der Presse"** von L. Wintgens und H. Scheiff. Anlässlich eines Empfangs, bei dem auch der deutsche Schriftsteller Wolfgang Weyrauch anwesend war, wurde er am 11. Mai in der Parkvilla zu Kelmis der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Erfolg war in jeder Beziehung groß und er wird sicher zu weiteren Arbeiten dieser Art anspornen.

Am **20. Mai** wurde unter Leitung der Herren Zimmer und Geldhof eine weitere **Besichtigung der Grube Waterschei** unternommen, zu der sich wieder viele Interessenten eingefunden hatten.

Die Verwaltungsratssitzung des **Monats Mai** fand am **21.** statt. Man beschloß den Kauf einer Grubenlore, welche im Park zu Kelmis aufgestellt wurde, versehen mit einer Plakette, die sie als Stiftung der Vereinigung kennzeichnet. Zusätzlich traf man die Vorbereitungen zur Ausstellung der Amateurlünstler des Göhlts. Am **24. Mai** hielt Dr. Mohr (Taunus) in der Patronage zu Kelmis einen **Vortrag über César Franck**. Der Vortrag wurde von Dr. Mohr selbst mit Flügelbegleitung untermalt. Der Verein veranstaltete ihn gemeinsam mit "Jugend und Musik im Göhlts".

Selbst in den Urlaubsmonaten **Juli - August** war es dann möglich, die Mitglieder zu einer Verwaltungsratssitzung zusammenzurufen. Sie wurde am **3. Juli** abgehalten. Hier galt es besonders, den Veranstaltungskalender für das zweite Halbjahr aufzustellen. Außerdem berichtete Herr De Ridder über seine Bemühungen zur Erhaltung der Galmeflora und der alten Bauernhöfe in unserer Gegend, wovon einige besichtigt wurden.

Die sechste Verwaltungsratssitzung des Jahres fand am **4. September** statt. Die kommenden Veranstaltungen bedurften einer gründlichen Vorbereitung, vor allen Dingen die Ausstellung der Amateurlünstler und das geplante zweite Ostbelgische Dichtertreffen. Auf dieser Sitzung gab der Vorsitzende auch den Rücktritt von Frl. Xhonneux vom Posten des 1. Schriftführers bekannt. Bisher wurde diese Stelle nicht neu besetzt. Darum auch von hier aus einmal an die Mitglieder ein Appel zur tatkräftigen Mitarbeit.

Doch der Monat September brachte auch viele interessante Veranstaltungen. So führte man vom **22. - 26. September** in der Patronage zu Kelmis die **Ausstellung von Amateurlünstlern des Göhlts** durch. Das Angebot war sehr vielseitig und reichte von Kinderzeichnungen (G. und D. De Ridder) über Gemälde (Jean Evers, Horst Heydasch, F.-J. Scheiff, P. Gerrekens) und Zeichnungen (Dr. De Ridder, Frau Hick) zur Holzschnitzerei (Jean Volders). Die Ausstellung wurde zu einem großen Erfolg. Am 30. dieses Monats veranstaltete die Vereinigung zum ersten Male eine geführte **Rundreise durch das östliche Göhlts**, mit Besichtigung der Burgen und Schlösser. Die Fahrt, zu der sich über fünfzig Teilnehmer einfanden, führte ab Kelmis über Hergenrath (Emmaburg), Hauset (Rochuskapelle), Eynatten (Vlattenhaus, Raaf, Lichtenbusch), Raeren (Töpferei-Museum), Kettenis (Liberme), Walhorn (Pfarrkirche) und Lontzen zurück nach Kelmis.

Größtes Ereignis des **Monats Oktober** war natürlich das 2. Ostbelgische **Dichtertreffen** im Bergscheiderhof zu Raeren am 13. Oktober. Am Frühhnachmittag fand dortselbst ein Vortrag von Peter Thomas über das Leben und Wirken des **Raerener Dichters Ponten statt**. Abends hatten sich zu den Dichterlesungen genau wie beim ersten Treffen wieder Schriftsteller aus der Bundesrepublik, den Niederlanden und Belgien getroffen und es wurde eine bunte Palette von Gedichten und Erzählungen in Hochdeutsch und Mundart angeboten. Leider blieb der wohlverdiente Publikumserfolg in Raeren aus.

Im Rahmen des Dichtertreffens veranstaltete man eine **Ausstellung des Raerener Künstlers P. Emonts-Pohl**. Sein Angebot reichte von Holzarbeiten zu Zeichnungen und Erzählungen, welche ein tiefe Heimatverbundenheit erkennen ließen.

Am 20. Oktober hielten die Herren Jansen A. und De Ridder in Herve einen Dia-Vortrag vor Mitgliedern des dortigen Geschichtsvereins.

Anfang **November** wurde **Heft 13** der Zeitschrift "**Im Göhlthal**" verteilt. Auch hier zeigte es sich, daß die Zeitschrift in Inhalt und Umfang immer anspruchsvoller wird.

Darum mußte auf der Verwaltungsratssitzung vom 13. November eine Erhöhung der Preise pro Einzelheft und der Mitgliedsbeiträge beschlossen werden. Dies ist allein wegen der Erhöhung der Druckkosten notwendig geworden. Außerdem wurden auf der Versammlung die kommenden Veranstaltungen vorbereitet.

Am **9. November** war es schon zu einem interessanten Lichtbildervortrag von Dipl.-Ing. Hans Königs aus Aachen gekommen. Der Vortrag befaßte sich mit der **Landschaft und der Architektur im Herzogtum Limburg** und fand im Saale Bauens zu Hergenrath statt. Der ausgezeichnete Kenner Königs konnte die aufmerksamen Zuhörer wirklich begeistern und alle Freunde des Vereins in ihren Bemühungen zur Erhaltung des heimatlichen Kulturgutes bestätigen und stärken.

Monatsabschluß bildete am **30. November** der Vortrag im Saale Reinartz Neu-Moresnet von Herrn Otto Hirtz aus Aachen mit dem Thema "**Die Galmeiflora im Göhlthal**". Auch hier handelte es sich um einen Lichtbildervortrag und Herr Hirtz erwies sich als leidenschaftlicher Liebhaber. Seinen Erläuterungen lauschte man mit Spannung. Er richtete einen Appell an alle, damit diese Flora nicht verlorengehe. Hier erläuterte der Vorstand die in diesem Sinne unternommenen Schritte. Falls das Reservat in der «Kull» (Kelmis) verlorengehe, ist die Einrichtung eines neuen Reservats im Gebiet von Göhl und Lontzener Bach vorzuschlagen.

In der Zeit vom **5. bis 12. Dezember** fand dann noch in der Parkvilla zu Kelmis eine **Ausstellung des Eupener Malers Adolf Christman** statt, welche von der Göhlthal-Vereinigung veranstaltet wurde. Herr Christman ist inzwischen ein über die Grenzen Europas hinaus bekannter Künstler und auch dieser Ausstellung wurde ein großer Erfolg zuteil.

Somit ging das Tätigkeitsjahr 1973 zu Ende. Blicke noch zu erwähnen, daß auch in diesem Jahre die Beiträge im deutschsprachigen Rundfunk gesendet wurden, und zwar jeden ersten Montag im Monat in der Zeit von 18.05 Uhr bis 18.30 Uhr. In diesem Jahre wurden die Beiträge geleistet von Frau Dr. De Ridder, sowie den Herren Bindels, W. Janssen, L. Kohl, L. Wintgens und P. Zimmer.

Wie aus diesem Bericht hervorgeht, war die Vereinigung nicht untätig. Doch ist dies meist nur das Verdienst einiger wenigen. Diese Bemühungen müssen deshalb auch an dieser Stelle besonders hervorgehoben werden. Gleichzeitig möchten wir jedoch daran die Bitte knüpfen, jedes Mitglied möge einmal überlegen, ob es nicht für den einen oder anderen Posten in Frage kommt oder sich nicht für die eine oder andere Arbeit eignet. Es gibt jedenfalls Arbeit für jedermann. Nur so kann der Verein seine Ziele erreichen, den Wünschen gerecht werden und beruhigt und zuversichtlich in die Zukunft sehen.

VEREINIGUNG FÜR KULTUR, HEIMATKUNDE UND GESCHICHTE "IM GÖHLTAL".

Veranstaltungsprogramm im I Halbjahr 1974:

- 15/3 Lichtbildervortrag von Otto Hirtz (Aachen):
"Die Galmeiflora", um 20 Uhr im Kulturzentrum, Kelmis,
Patronagestrasse.
- 26/3 Vortrag in Bild und Ton von Mathieu Leclerc (Moresnet) und
Alfred Janssen (Moresnet):
"Priesterweihe Simons-Rixen",
"Kelmiser Passionsspiel" (mit Originaltexten) und
"Moresnet-Kapelle", um 20 Uhr im Kulturzentrum, Kelmis,
Patronagestrasse.
- 7/4 "Galmeiflora im Göhlthal": Exkursion unter der Führung von
Otto Hirtz (Aachen). Treffpunkt: 14 Uhr, Bushof Pauly,
Kelmis, Lütticher Str.
- 20/4 Exkursion Bank Montzen. Busfahrt unter der Führung von
Jean De Ridder (Moresnet). Abfahrt um 13.30 Uhr vom
Kirchplatz, Kelmis.
- 4/5 Exkursion Bank Walhorn. Busfahrt unter der Führung von
Walter Janssen (Hauset). Abfahrt um 13.30 Uhr vom
Kirchplatz, Kelmis.
- 17/5 Lichtbildervortrag von Dr. Gisela De Ridder (Moresnet):
"Töpferei bis zum 17. Jhdt im Göhlthalraum".
- 7/6 Lichtbildervortrag von Dipl. Ing. Heinz Beyer (Nettehöfe):
"Geologie der Eifel einschliesslich des Göhlthalraumes".
- 22/6 Exkursion in geologisch interessante Steinbrüche im Göhlthal.
Abfahrt um 13.30 Uhr vom Kirchplatz, Kelmis.

Im Laufe des Monats Mai wird wiederum eine Grubenfahrt nach
Waterschei unter Führung von Peter Zimmer (Kelmis) organisiert
werden.

Die Eintrittspreise zu den verschiedenen Lichtbildervorträgen
betragen 20 Fr für Mitglieder, 30 Fr für Nichtmitglieder.

Die Autobusrundfahrten und Führungen durch die Bank Montzen und
die Bank Walhorn, einschliesslich Eintrittsgelder (z.B. Raerener
Töpfermuseum) betragen 75 Fr für Mitglieder und 100 Fr für
Nichtmitglieder. Jugendliche bis 16 Jahren und Studenten zahlen
den halben Preis.

Voranmeldungen nehmen jederzeit entgegen:

Herr Peter Zimmer, P. Kofferschläger Siedlung, 10,
4720 Kelmis, Tel.: (087) 58307.

Herr Jean De Ridder, rue du Calvaire, 8,
4671 Moresnet, Tel.: (087) 88464.

Für die Veranstaltungen im Monat Mai und Juni werden noch Ort
und Anfangszeiten gesondert bekannt gegeben.

